Deutsches

Lesebuch

für die

beiden oberen Klassen

der Volksschulen

in der Oberpfalz


I & II.

Katholisch.

Preis M. 2



Oberpfalz und Regensburg
östl. von Ferro
29°
15'
30'
45'
50°
45'
30'
15'
49°
Fichtel Geb.
Bairenth
Weidenberg
Kemnat
Kreussen
Neustadt
Speinshart
Pressat
Eschenbach
Grafenwöhr
Fichtelnab
Waldershof
Weissenstein
Ebermannstadt
Gössweinstein
Pottenstein
Pegnitz
O.F.
Betzenstein
Hilpoltstein
Wiesent
Gräfenbg
Neuenkirchen
Neuhaus
Velden
Michelfeld
Auerbach
Krottensee
Königstein
Kaltenbrunn
Mantl
Freiung
Vilseck
Vils
Kohlbg
Hirschau
Hersbruck
Lauf
Pegnitz
Sulzbach
Hahnbach
Rosenberg
Amberg
Nabburg
Moritzbg
M.F.
Nürnberg
Haidweiher
Feucht
Altdorf
Lauterhofen
Kastl
Lauterach
Irrenlohe
Schwarzach
Wendelstein
Gnadenbg
Ensdorf
Rieden
Schwand
Hohenbg
Pyrbaum
Allersbg
Neumarkt
Schwarze Laber
Lutzmannstein
Schmidtmühlen
Roth
Velburg
Freistadt
Burglengenfeld
Sulzbürg
Hilpoltstein
Heideck
Sulz
Laber
Lupburg
Parsbg
Nab
Kallmünz
Berching
Beratzh.
Pielenhofen
Breitenbrunn
Laber
Greding
Dietfurt
Hemau
Beilngries
Altmühl
Titting
Alling
Sinzing
Eichstätter Alp
Prunn
Riedenbg
Kelheim
Abbach
Befreiungshalle
Eichstätt
Saal
Weltenburg
Donau
O.B.
N.B.
Schierling
29°
15'
30'
45'
Gez. v. Gustav Wenz
1:800
km 10 8 6 4 2 0 5 10 20 30



Regensburg 1:50000.
N.S.Nikolaus
1.Domkirche
2.Minoritenkl.
3.St.Emeran (Res.Thurn u.Tax.)
4.St.Jakobsk.
5.Neue Pfarrk.
6.Rathaus
Stadt am Hof
Steinweg
Rainhausen
Pfaffenstein
Weichs
Oberer Wöhrt
Unterer Wöhrt
Donau
Zukerfabr.
Bahnhof
Amberg 1:50000
Bahnhof
Linden Brünnel
Mariahilfs Bg.
Schiesshaus
Höhenschichten
650-800
450-650
300-450
0-300
Dorf
Markt
Kl.St. (unter 5000 E.)
M.St. (über 5000 E.)
Gr.St. (über 10000 E.)
Böhmen
Waldsassen
Mitterteich
Wondreb
Tirschenreuth
Falkenbg
Bärnau
Plössbg
Neuhaus
Neustadt a.W.N.
Floss
Weiden
Pleistein
Vohenstrauss
Leuchtenbg
Moosbuch
Eslarn
Luhe
Wernbg
Pfreimt
Schönsee
Ob.Viechtach
Winklarn
Schwarzach
Schwarzenfeld
Schwarzhofen
Waldmünchen
Neunburg v.d.W.
Rötz
Schwandorf
Bodenwöhr
Bruck
Stamsried
Furth
Stockenfels
Regen
Walterbach
Roding
Cham
Kötzting
Nittenau
Reichenbach
Regenstauf
Falkenstein
Brennberg
Viechtach
Bodenmais
Arber
Hof
Walhalla
Donaustauf
Bruckenberg
Wörth
Regensburg
Ruhmannsfelden
Regen
Pfatter
Gr. Laber
Kl. Laber
Sünching
Eggmühl
Straubing
N.B.
Bogen
Egg
Rusel
Deggendorf
Donau
Dreitannen Riegel
Bayrischer Wald
15′
30′
45′
30°
50°
49°
: 800000
40
50
60
70
80 km.
Gest. v. Chr. Müller

Deutsches Lesebuch

für die

beiden oberen Klassen der Volksschulen in der Oberpfalz.

Erster Teil.

Erbauliches und Beschauliches.

(Ausgabe für katholische Schulen.)

Dritte Auflage.

München.
Im königl. Zentral-Schulbücher-Verlage.
1884.

Druck von R. Oldenbourg in München.

Erbauliches und Beschauliches.

1. Alles mit Gott.

Mit dem Herrn fang alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen;
Sie nur gehn auf sichrer Bahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Mut wird dir dein Helfer senden,
Froh wirst du dein Werk vollenden;
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang alles an!

2. Gott grüße dich!

1. Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.

2. Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
So recht vom Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel wie ein Gebet.

3. Mit Gott!

Ich kenne zwei Wörtlein; wenn die in deinem Herzen wohnen für und für, so hast du Ruhe im Leben, Trost am Grabe und

Hoffnung über das Grab hinaus. Die beiden Wörtlein lauten: „Mit Gott!“

Mit Gott steh auf, so wird der Tag ins Buch des Lebens geschrieben; mit Gott schlaf ein, so schlummerst du sanft und kummerlos. Mit Gott zur Schule, so lernst du Worte des Lebens. Mit Gott in die Fremde, so kehrst du fröhlich und wohlbehalten heim. Mit Gott fang an, so gelingt dein Werk; mit Gott hör auf, so folgt es dereinst dir nach. Mit Gott in Freuden, so sind sie dir doppelt und ewig süß; mit Gott in Leiden, so sind sie ertragbar und segensreich. Mit Gott in den Tod, so wird er ein friedlicher Heimgang zum Vater; mit Gott ins Grab, so ruhst du im Herrn bis zur fröhlichen Auferstehung.

4. Was not thut.

Vor allem liebt und fürchtet Gott;
Treibt mit dem Heiligen nicht Spott!
Das Böse flieht, das Gute thut:
So fehlt's euch nie an frohem Mut.
Thut nimmer Unrecht, immer Recht;
Seid nie der Leidenschaften Knecht:
Dann könnt ihr in Gefahr und Not,
Im Leben wie im bittern Tod
Auf Gottes Hilfe immer trauen
Und freudig auf zum Himmel schauen.

5. Alter Spruch.

Wer ohne Gott sich will bedenken
Und sich mit vielen Sorgen kränken,
Der wird damit nicht mehr erwerben,
Als kränken sich und traurig sterben.

6. Die Gottesmauer.

1. „O Mutter, wie stürmen die Flocken vom Himmel!
Es wird uns in Schnee noch begraben.
Und mehr noch als Flocken — im Dorf ein Gewimmel
Von Reitern, die reiten und traben!
Hätten wir nur Brot im Haus,
Macht' ich mir so viel nicht draus,
Im Quartier ein paar Reiter zu haben!“

2. „Es nachtet, o Kind, und die Winde, sie wüten;
Geh, schließe die Thür und die Laden!
Gott wird vor dem Sturme der Nacht uns behüten
Und auch vor den Feinden in Gnaden.
Kind, ich bete; bete mit!
Wenn uns Gott der Herr vertritt,
So vermag uns der Feind nicht zu schaden."

3. „O Mutter, was soll nun das Beten und Bitten?
Es kann vor den Reitern nicht helfen!
Horcht, Mutter, die Reiter, sie kommen geritten;
O hört, wie die Hündelein belfen!
Geht zur Küch' und rüstet ihr,
Wenn sie kommen ins Quartier,
Euch, so gut es will gehn, zu behelfen!"

4. Die Mutter sitzet und geht nicht vom Orte;
Der Keller ist leer und die Kuche;
Sie hält sich am letzten, am einzigen Horte,
Sie betet beim Lämplein im Buche:
„Eine Mauer um uns bau',
Daß davor den Feinden grau'!" —
Sie erlabt sich am tröstlichen Spruche.

5. „O Mutter, den Reitern zu Rosse zu wehren,
Wer wird da die Mauer uns bauen?
Sich lassen die Reiter, wohin sie begehren,
Vor Wällen und Mauern nicht grauen."
„Kind, bedenk als guter Christ,
Gott kein Ding unmöglich ist,
Wenn der Mensch nicht verliert das Vertrauen."

6. Es betet die Mutter; es lachet der Knabe;
Er horcht an verschlossener Pforte;
Er höret die Reiter; sie reiten im Trabe;
Es rennen die Bauern im Orte.
Thüren krachen dort und hie.
„Jetzt gewiß, jetzt kommen sie
Auch an unsre — der Mutter zum Torte."

7. Nichts kommt an die Thür, als Windes Gebrause,
Ein Wehen und Weben und Wogen.
Die Reiter, verteilet von Hause zu Hause,
Vor diesem vorübergezogen; —
Stiller wird es dort und hier.
„Alle, scheint's, sind im Quartier,
Und wir sind um die Gäste betrogen."

8. „Kind, möge dich Gott für den Frevel nicht strafen,
Daß Glaube dein Herz nicht bewohnet!
Mit Reue bitt ab ihm, und lege dich schlafen!
Er hat mein Vertrauen belohnet."
„Ei, der Vetter Schultheiß hat
Wohl, wie er schon manchmal that,
Aus besonderer Gunst uns verschonet!"

9. Einschlummert der Knabe mit weniger Ruhe,
Die Mutter mit vollem Vertrauen.
Drauf ist er schon wiederum auf in der Fruhe,
Den Abzug der Reiter zu schauen.
Wie er auf das Thürlein zieht,
Steht er, staunt — und staunt und sieht,
Daß der Himmel doch Mauern kann bauen.

10. Das hat nicht der Vetter, der Schultheiß, gerichtet;
Die Diener des Himmels, die Winde,
Sie haben im Stillen die Mauern geschichtet —
Statt Steinen — aus Flocken gelinde.
Eine Mau'r ums Häuslein ganz
Steht gebaut aus schnee'gem Glanz —
Zum Beweis dem ungläubigen Kinde.

11. Da muß es der Mutter nun sagen der Knabe;
Er weckt sie vom Schlaf mit der Kunde.
Da hört er die Reiter, sie ziehen im Trabe,
Und möchte sie sehen zur Stunde.
Doch zur Straf' es ihm geschieht,
Daß er nicht die Reiter sieht;
Denn die Mauer, sie steht in der Runde.

12. Da macht es die Mutter zur Strafe dem Knaben,
Den Weg durch die Mauer zu brechen.
Da muß er nun schaufeln, da muß er nun graben,
Und als er mit hauen und stechen
Durch ist, sind die Reiter fort,
Und die Nachbarn stehn am Ort,
Die sich über das Wunder besprechen.

7. Macht des Gebetes.

Das Schiff „Cornelia" befand sich auf einer Reise im Weltmeere und war bereits weit von der amerikanischen Küste entfernt, als ein heftiger Sturm losbrach, der fünf Tage lang anhielt und das Schiff in eine solche Gefahr brachte, daß die Mannschaft sich fast für verloren ansah. Gerade als das Un=

wetter am wütendsten tobte und das Schiff wie einen Spielball haushoch hinauf- und hinabschleuderte, kam das Takelwerk am Hauptmast in Unordnung, und der Schaden mußte ausgebessert werden. Doch in dem Tumult des Sturmwindes auf den Mast zu klettern, schien fast unmöglich; es war ein Wagestück auf Leben und Tod. Gleichwohl befahl der Steuermann einem Schiffsjungen hinaufzusteigen. Der war ein junger, zarter Bursche, kaum dreizehn Jahr alt, das einzige Kind einer armen Witwe, welche ihr Liebstes hatte in die Welt gehen lassen, weil sie selber kaum satt zu essen hatte.

Als der Junge den Befehl vom Steuermann empfangen, hob er seine Mütze auf, blickte nach der Spitze des Mastes und wieder hinab in die schäumenden Wellen, die wie mit Ruten gepeitscht übers Verdeck schlugen, und sah dann den Steuermann an. Einen Augenblick schwieg er; darauf sagte er: „Ich komme gleich!“ Er sprang über das Verdeck in die Kajüte. Eine Minute verging, dann kehrte er zurück, und nun stieg er die Strickleiter entschlossen und flink hinauf.

Der Mann, welcher diese Geschichte erzählt hat, stand unten am Maste, und seine Blicke folgten dem Knaben, bis ihm schwindelte. Er fragte den Steuermann: „Warum schickst du den hinauf? Er kommt nicht lebendig herunter!“ Der Steuermann antwortete: „Männer fallen; Jungen stehen. Der klettert wie eine Eichkatze!“

Der andere sah wieder hinauf; noch stand der Junge! Jetzt hing er am Mastkorb; jetzt stieg er weiter. Der Sturm raste und tauchte den Mast in die Flut ein; der Junge hielt sich. — Nach einer Viertelstunde war er unten, wohlbehalten und frisch und lachte fröhlich. — „Gott sei gedankt!“ rief jener; vor Angst hatte ihm das Herz fast stille gestanden.

Denselben Tag noch suchte er den Jungen zu sprechen. Er fragte ihn, ob ihm nicht bange gewesen sei. „Ja,“ sagte der Junge. — „Ich merkte es wohl,“ sagte der andere; „du hast dir das Wagestück auch erst in der Kajüte bedacht.“ — „Bedacht nicht,“ sprach jener; „ich wollte erst beten. Ich dachte, herunter komme ich nicht wieder lebendig; da mußte ich beten. Hernach war mir nicht mehr bange.“ — Der Mann fragte ihn, wo und von wem er das Beten gelernt habe. — „Zu Hause,“ sagte der Junge; „die Mutter hat es mich gelehrt. Beim Abschiede ermahnte sie mich, das Beten nie zu unterlassen.“

8. Der Sonntag.

Nicht menschliche Einrichtung ist der Sabbat; er ist Gottes heilige Stiftung. Der hat ihn eingesetzt durch seine Ruhe am siebenten Schöpfungstage.

Ruhe braucht jede Kreatur. Ruhe braucht selbst die Erde, daß sie sich gleichsam erhole von ihrer Sommerarbeit. Ruhe braucht der Mensch; denn es ist eitel Mühe und Arbeit auf der Erde. Im Schweiße unseres Angesichtes sollen wir unser Brot essen; da muß der Leib seine Ruhe haben. Wer die ganze Woche gebückt an seiner Arbeit gestanden hat, der will sich auch einmal gerade aufrichten; darum gebietet Gott: Sechs Tage sollst du arbeiten; aber am siebenten ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk thun!

Doch die Ruhe des Leibes ist nicht die einzige. Jeder Christ hat seinen äußeren Beruf. Einer hat die Woche über Gedanken des Handels und Wandels; ein anderer denkt an sein Handwerk; ein dritter dient als Arbeiter seinem Herrn; das Kind arbeitet für seine Schule. Wenn das ohne Rast fortginge, so würden sich die Kräfte der Seele verzehren. Darum gibt uns Gott einen Frei- und Ruhetag.

Indem ich aber an diesem Tage meine irdischen Berufsarbeiten bei Seite lege, soll ich an einen höhern Beruf denken. Die Seele soll den Sorgen und Gedanken des Alltagslebens entfliehen. Am Sonnabend holt sich der Arbeiter seinen Lohn, wovon er die künftige Woche leben will. Aber der Mensch lebt nicht vom Brote allein; es gibt auch einen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit. Das Brot und Wasser des Lebens reicht dir Gott am Sonntage. Darum ist der Sonntag die Perle der Tage, die Kraft der Woche, der Quell der Wüste. Brauche ihn, wozu er gesetzt ist!

9. Schäfers Sonntagslied.

1. Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie' ich hier.
O süſses Graun, — geheimes Wehn,
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir!

3. Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn!

10. Rätsel.

Ohne Zunge, ohne Lunge, bin ich drum doch nicht stumm; denn, zu rechter Zeit geschlagen, weiſs ich Tausenden zu sagen, was sie sollen, wenn sie wollen. Ohne Streben, ohne Leben, ohne Schmerz, ohne Herz, stimm' ich dennoch mit der Menge ein in ihre Chorgesänge, bald in Leiden, bald in Freuden.

11. Die sieben Tage der Woche.

a.

Sprich, liebes Herz, in deines Tempels Mitten
Für sieben Wochentage sieben Bitten!
Zum ersten Tag: Laß deine Sonne tagen
Und Licht verleihn der Erd' und meinen Schritten!
Zum zweiten Tag: O laß dir nach mich wandeln,
Wie Mond der Sonne nach mit leisen Tritten!
Zum dritten Tag: Lehr deinen Dienst mich kennen,
Und wie ich dienen soll mit reinen Sitten!
Zum vierten Tag: Du wollst mich nicht verlassen
In meiner Woche, meines Tagwerks Mitten!
Zum fünften Tag: O donn're deine Worte
Ins Herz mir, wenn sie meinem Sinn entglitten!
Zum sechsten Tag: O laß mich freudig fühlen,
Wodurch du mir die Freiheit hast erstritten!
Zum siebenten: Die Sonne sinkt am Abend;
O dürft' ich mir so hellen Tod erbitten!

b.

Gott im Himmel hat gesprochen:
Sieben Tag' sind in der Wochen.
Sechs davon will ich euch geben
Schaffet da, was not zum Leben·
Doch der Sonntag bleibe mein!

Da will ich euch unterweisen,
Mir zu dienen, mich zu preisen,
Gut und fromm vor mir zu sein. —
Liebes Kind, vergiſs es nicht,
Was der Herr vom Sonntag spricht!

12. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner täglich um 15 Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit 15 Kreuzern auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwillichrocke erwiderte ihm: „Es wäre gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Dritteil davon genügen; mit dem zweiten Dritteil zahle ich meine Schulden ab, und das letzte Dritteil lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackeren Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gegeben hatten, wurde ihm im Alter durch die Liebe und Unterstützung seiner dankbaren Kinder redlich zu teil.

13. Kindliche Dankbarkeit.

In einer großen Residenzstadt lebte einst ein vornehmer Herr. Er war von niedriger Herkunft, der Sohn armer aber ehrlicher Eltern. In der Folge wurde ihm wegen seiner Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit eines der wichtigsten Ämter im Staate verliehen. So hoch er aber auch jetzt stand, so schämte er sich doch weder seiner armen Eltern, noch seiner geringen Verwandten, sondern verkehrte immer liebevoll mit ihnen.

Einst hatte er eine große Gesellschaft vornehmer Personen zu Tisch geladen. Während der Mahlzeit meldete ihm ein Diener, daß ein Greis im Vorzimmer ihn zu sprechen wünsche. Sogleich eilte er hinaus, und siehe, der alte Mann, der ihn erwartete, war sein Vater. Der Sohn freute sich herzlich, ihn zu sehen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Speisesaal. Hier wies er ihm an der Tafel einen Platz an und sprach zu seinen Gästen: „Dieser Greis ist mein Vater; gönnen Sie ihm die Ehre, hier zu sitzen; er ist ein rechtschaffener Mann.“

14. Wenn du noch eine Mutter hast.

Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden! Nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden. Wenn du noch eine Mutter hast, so sollst du sie mit Liebe pflegen, dafs sie dereinst ihr müdes Haupt im Frieden kann zur Ruhe legen.

Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen; sie brachte abends dich zur Ruh und weckte küssend dich am Morgen. Und warst du krank, sie pflegte dein seit jener Stund', da du geboren, und gaben alle dich schon auf, die Mutter gab dich nicht verloren.

Sie lehrte dich den frommen Spruch; sie lehrte dich zuerst das Reden; sie faltete die Hände dein und lehrte dich zum Vater beten. Sie lenkte deinen Kindessinn; sie wachte über deine Jugend; der Mutter danke es allein, wenn du noch gehst den Pfad der Tugend!

Und hast du keine Mutter mehr, und kannst du sie nicht mehr beglücken, so kannst du doch ihr frühes Grab mit frischen Blumenkränzen schmücken. Ein Muttergrab, ein heilig Grab, für dich die ewig heil'ge Stelle! O wende dich an diesen Ort, wenn dich umtost des Lebens Welle!

15. Abschied vom Vaterhaus.

Ade, du liebes Vaterhaus!
Die Stund' ist da; ich mufs hinaus
Und weifs nicht, da ich von dir geh',
Ob ich dich jemals wiederseh'.

Ade, mein Herz, das bleibe dir,
Du treue Hütte, für und für!
Du hast mir so viel Gut's gethan,
Dafs ich dich nie vergessen kann.

Vergifs mein nicht, du treues Haus,
Bin ich auch gleich gezogen aus;
Lafs dein' Gedanken um mich sein
Wie Sonnenlicht und Mondenschein!

Ade! Ade! zum letzten Mal,
Du liebes Haus mit Berg und Thal!
Es schirme Gott uns alle beid'
Und halt' uns treu in Freud' und Leid!

16. Die letzte Nacht im Elternhause.

Der Tag der Abreise war gekommen. — „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe!“ sagte am Vorabend vor dem Schlafengehen der Vater, ein ehrsamer Dorfzimmermann, um seine Rührung zu verbergen und den Sohn zu trösten, der am nächsten Morgen in die weit entlegene Stadt zur Schule sollte. Der Knabe war das jüngste von seinen Geschwistern, ein gutes, frommes Kind und von jeher der Liebling der Mutter, weil er ihr versprochen hatte, dereinst, wie der Herr Pfarrer, ein Diener Gottes zu werden. Dazu war aber im Dorfe keine Gelegenheit.

Als er im Bette lag, trat die Mutter leisen Schrittes in seine Kammer; sie hielt die Hand vor das Licht der Lampe, die sie trug, um den Schlafenden nicht zu wecken. Er aber wachte noch, und die Mutter sagte, indem sie behutsam die Decke unter sein Kinn drückte und darauf mit der Hand über seinen Kopf fuhr: „Bet' auch recht! dann schläfst du gut. Gute Nacht!“

Der Knabe weinte bitterlich, als die Mutter wie ein Traumgesicht verschwunden war und er nun wieder in dichter Finsternis lag. Es däuchte ihm, als wäre er schon im fremden Hause; er dachte daran, daß nun abends seine Mutter nicht mehr zu ihm käme, und weinte und schluchzte in die Kissen hinein. Dann dachte er an Vater und Geschwister, an Knecht und Magd und an alle Leute im Dorfe; sie waren immer so gut und freundlich gegen ihn gewesen, und er hatte sie alle so lieb! Und auch an seine Gespielen dachte er, an seine Blumen im Garten, an die Kühe im Stalle und an seine Tauben. Er konnte sich gar nicht vorstellen, wie es denn gehen würde, wenn er nicht mehr zu Hause wäre; ob auch alles gerade so bliebe ohne ihn wie bisher, und wer dem Vater Säge und Winkelmaß nachtragen und der Mutter in Hof und Garten helfen würde. Er meinte, die Leute müßten ihn gerade so vermissen, wie er sich nach ihnen sehnte, und sein Weggehen müßte in ihrem Leben eine gleiche Veränderung hervorbringen wie in dem seinigen. Er weinte um sich und um die anderen, und seine Thränen flossen unaufhaltsam.

Endlich raffte er sich auf, faltete die Hände und betete laut. Er gelobte sich und seinen Eltern, ein fleißiger, frommer Schüler zu werden. Dafür möge ihm der liebe Gott daheim die Seinigen behüten, bis er wiederkäme, und für Vater, Mutter

und Geschwister sorgen, für Haus und Hof und Dorf, für seine Gespielen im Dorfe und für seine Tauben! — So schlief er getröstet ein. Ein süßer Traum des Wiedersehens führte ihn mit sanfter Hand über die langen Jahre der Trennung hinweg, und als er erwachte, erleichterte ihm seine Zuversicht die schwere Abschiedsstunde.

17. Das taube Mütterlein.

1. Wer öffnet leise Schloß und Thür?
Wer schleicht ins Haus herein? —
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
Zum tauben Mütterlein.

2. Er tritt herein. Sie hört' ihn nicht;
Sie saß am Herd und spann.
Da tritt er grüßend vor sie hin
Und spricht sie „Mutter" an.

3. Und wie er spricht, so blickt sie auf,
Und — wundervoll Geschick! —
Sie ist nicht taub dem milden Wort;
Sie hört ihn mit dem Blick.

4. Sie thut die Arme weit ihm auf,
Und er drückt sich hinein.
Da hörte seines Herzens Schlag
Das taube Mütterlein.

5. Und wie sie nun beim Sohne sitzt
So selig, so verklärt:
Ich wette, daß taub Mütterlein
Die Englein singen hört.

18. Ein dankbares Herz.

Ein Edelmann in den Niederlanden, der durch den Krieg in Armut geraten war, lag, an Händen und Füſsen gelähmt, in einem Dachstübchen, und niemand kümmerte sich um ihn, als eine arme Aufwärterin, die des Tages mehrmals nach seinen Bedürfnissen fragte. In seiner Not sah er sich gezwungen, sogar die goldenen Spangen, Haken und Schnüre seines Rittermantels zu verkaufen. Eines Tages kam ein Mann, anscheinend der Bediente einer vornehmen Herrschaft, in seine

Wohnung und stellte eine silberne Schüssel mit Speisen auf das Tischlein neben seinem Bette. Er war ohne Grufs eingetreten, gab auf keine Frage Antwort und entfernte sich, stumm, wie er gekommen war. Die Besuche des Unbekannten wiederholten sich. Jeden Tag brachte er eine volle Schüssel und holte die leere ab. Das dauerte mehrere Jahre. Es läfst sich denken, dafs der Edelmann wünschte, seinen Wohlthäter kennen zu lernen. Daher sprach er endlich zu dem Diener: „Sagt Euerm Herrn, dafs mein Ende nahe ist, dafs ich aber nicht ruhig sterben kann, wenn ich nicht zuvor meinem Wohlthäter die Hand gedrückt und ihm gedankt habe.“ Der Diener nickte beifällig, und noch an demselben Tage erschien der Erzherzog Albrecht von Österreich an dem Bette des Edelmannes, der die Hand seines Wohlthäters mit Freudenthränen benetzte und bald darauf im Frieden von hinnen schied.

Auch wir haben einen unsichtbaren, aber uns nicht unbekannten Wohlthäter. Der schickt uns aus seiner Küche eine Schüssel um die andere zu, gibt vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten und erfüllet unsere Herzen mit Speise und Freude. Und doch ist es manchem zu viel, zu einem Tischgebete die Mütze vom Kopfe zu nehmen.

19. Vom Dienen.

Verschiedene Ämter und Stände müssen sein. Am Himmel übertrifft ein Stern den andern an Klarheit. An unserm Leibe führen Haupt, Augen, Mund und Ohren die Herrschaft; Hände und Füfse dienen. Sieh die Frucht des Feldes an! Der Halm trägt die Ähre; aber die Ähre hat die Ehre. Am Baume ruhen die Wurzeln, die ihm Nahrung zuführen müssen, im Verborgenen; Blätter und Blüten stehen im Sonnenglanze. In einem christlichen Hause gibt es auch Herren und Diener. Gott hat es so geordnet und will, dafs Knechte und Mägde in Einfältigkeit des Herzens ihren Herren dienen. Wer darin eine Ordnung Gottes sieht, dem kommt sein Stand nicht verächtlich vor; er dient um Gottes willen; Werke aber, in Gott gethan, sind überall Ehrenwerke. Knechte und Mägde, welche in solcher Gesinnung dienen, können nicht in einem Jahre drei oder vier

Herrschaften haben; sie laufen um saure Arbeit oder wegen eines harten Wortes nicht gleich aus dem Dienste. Ein rechter Geselle hat nicht alle vier Wochen einen neuen Meister, und ein Lehrling, welcher zugleich in der Lehre des rechten Meisters steht, hat nicht schon drei oder vier Meister gehabt, ehe er auslernt. Er weiſs, daſs es ein köstlich Ding ist, in der Jugend sein Joch tragen. Ein Stein, der oft gewälzt wird, berast sich nicht; ein Baum, welcher öfters verpflanzt wird, schlägt nie tiefe Wurzeln.

Dem rechten Gesinde ist der Herrschaft Ehre seine Ehre, der Herrschaft Schande eigene Schande. „Unser Haus," sagen rechte Knechte und Mägde. Ordentliches Gesinde verläſst den Dienst nicht, wenn ihm irgendwo ein Thaler mehr geboten wird; es zieht nicht fort, wenn Gott der Herrschaft schwere Tage schickt. Es spricht: Haben wir Gutes mitgenossen, wie sollten wir das Schlimme nicht mittragen?

Es müssen viele in der Welt dienen. Aber mancher spricht: Leider ja, ich muſs dienen; ich kann einmal nicht anders durch die Welt kommen; meine Verhältnisse bringen es so mit sich. „Muſs" aber ist ein bitter Kraut, und aus bittern Kräutern flieſsen bittere Säfte. Das kalte „Muſs" gibt keine Freudigkeit. — Viele dienen um des Lohnes willen. Aber wenn das kalte Geld das Herz des Dieners regiert, so steht sicher die Untreue vor der Thür. — Manche sind zufrieden in ihrem Dienste, weil die Herrschaft freundlich gegen sie ist. Aber Menschenfreundlichkeit ist wie der Mond. Er scheint nicht immer. Bald ist er voll, bald halb, bald nur ein armes Sichelchen. Es dient sich nur leicht und freudig, wenn man den Menschen dient um Gottes willen. Dann dient man einem Herrn, dessen Gnade einen Tag wie den andern scheint auf alle, die ihn lieb haben.

Treue Diener erhalten ihren Lohn oft schon von Menschen, wie Abrahams frommer Knecht. Aber der rechte Lohn kommt von einem andern. Der lohnt nicht mit kaltem Gelde, sondern mit seiner Gnade, nicht vierteljährlich, sondern täglich. Am Morgen gibt er dem treuen Diener Kraft zum Schaffen, zum Dulden und Tragen. Während der Arbeit ruft er ihm zu: Verzage nicht; denn ich bin bei dir! Am Abend schenkt er ihm Frieden, und des Nachts nimmt er ihm seinen Kummer

vom Herzen. Wenn dann das Freijahr kommt, spricht er: Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über weniges getreu gewesen bist, so will ich dich über vieles setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn!

20. Der gute Knecht.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht; aber dafs er brav war, erfuhr er zuerst durch eine kleine Thatsache, an die sich später viele andere reihten.

Es war ein heifser Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Felde heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeschirrt; denn jeder, wer es wissen will, weifs, dafs auch ein Tier nicht zur rechten Ruhe kommt, so lange es das Geschirr auf dem Leibe hat. Manche freilich wollen es nicht wissen, um sich die Mühe des Ab- und Aufschirrens zu ersparen. Das that aber Vormanns Konrad nicht, und es kann wohl sein, dafs ihm selber darum drin am Gesindetisch das Essen um so besser schmeckte.

Mit einem eigenen Behagen setzte sich Konrad an jedem schönen Sommertage nach dem Mittagessen auf den Stein an der Stallthür. Mittels eines gesunden Strohhalmes machte er seinem Pfeifenrohre Luft; er reinigte hierauf den Wassersack und legte den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen Stallfensterchens. Als er dieses eines Tages wieder gethan hatte und nach dem Pfeifenkopfe griff, rollte dieser in den Stall. Konrad wollte in den Stall gehen, um ihn zu holen; aber plötzlich hielt er inne. Er sah, dafs die Pferde sich gelegt hatten, und da er wufste, dafs sie aufspringen würden, wenn er in den Stall träte, so setzte er sich wieder nieder und hielt das Rohr mit dem Wassersack rauchlos im Munde.

Sein Herr, der alles aus seinem Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?“

„Nein, sie ist nur da hineingerutscht; aber ich will die Pferde nicht in ihrer Ruhe stören, sondern mit dem Rauchen lieber warten, bis es wieder ins Feld geht.“

„Du bist ein braver Bursche,“ sagte Vormann, indem er dem Knechte die eigene silberbeschlagene Pfeife reichte; „nimm sie und behalte sie zum Andenken! Es wird dir gut

gehen. Denn wer die Tiere schonend behandelt, der wird auch seine Pflichten gegen die Menschen erfüllen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander."

Und so geschah es.

21. Sprüche.

a. Kein Mensch besteht für sich allein;
Wir müssen all' uns hilfreich sein.
Drum findet man so viele Gaben;
Nicht Einer kann sie alle haben.

b. Auf hoher See sind große Wellen,
Verborgne Klippen, strenger Wind.
Wer klug ist, bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern sind.

c. Thu nur das Rechte in deinen Sachen;
Das andre wird sich von selber machen.

1. Leichter trägt, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.
2. Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg;
Sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg.
3. Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein;
Ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärf' er alles ein.

22. Das Heimatland.

Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien; wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten; wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir zuerst mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Heimatland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte; wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir zuerst die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Heimatland!

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir: du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen!

23. Der treue Unterthan.

Als im Jahre 1809 die Franzosen gegen Wien vordrangen, wollte eine Truppenabteilung einen Bauern zwingen, den Wegweiser zu machen. Es handelte sich darum, durch einen nächtlichen Marsch einen wichtigen Plan auszuführen. Allein der

brave Mann sprach: „Gott bewahre mich, an meinem Kaiser und meinem Vaterlande zum Verräter zu werden!“ Vergebens suchte ihn der Anführer der Feinde durch Drohungen zu schrecken. Vergebens bot er ihm eine mit Gold gefüllte Börse. Inzwischen kam die französische Hauptmacht auf dem Platze an. Der General war entrüstet, daß man seinen Befehl nicht ausgeführt hatte. Als er erfuhr, daß sich der Bauer, der einzige des Weges kundige Mann, entschieden geweigert habe, den Seinigen den Weg zu zeigen, ließ er ihn vor sich führen. „Entweder,“ rief er ihm zu, „du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich erschießen!“ — „In Gottes Namen!“ erwiderte der Bauer, „dann sterbe ich als treuer Unterthan meines Kaisers und nicht als Landesverräter.“ Erstaunt reichte ihm der General die Hand und sprach: „Geh hin, wackerer Mann, wir werden uns ohne Führer behelfen!“

24. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich mufs euch anschau'n immerdar.
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefafste Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand,

Es trinkt daraus der Tscherokese *),
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen;
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

25. Scheiden.

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden,
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden, ja Scheiden.

So dir geschenkt ein Knösplein was, **)
So thu es in ein Wasserglas;
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf;
Das wisse, ja wisse!

Und hat Gott Liebes dir beschert,
Und hältst du es recht innig wert,
Das Deine;
Es wird nur wenig Zeit wohl sein,
Da läßt es dich so gar allein;
Dann weine, ja weine!

Nun mußt du mich auch recht verstehn,
Ja recht verstehn:
Wenn Menschen aus einander gehn,
So sagen sie: „Auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!"

*) Indianer. **) d. h.: „war."

26. Der Sklave.

Tom, ein Negersklave in Ostindien, hatte sich durch ein christliches Betragen das Zutrauen seines Herrn, eines Sklavenhändlers, erworben. Als dieser einst wieder Sklaven kaufen wollte, nahm er ihn mit auf den Sklavenmarkt und befahl ihm, die tauglichsten auszusuchen. Nachdem dies geschehen war, sprach Tom, auf einen alten abgelebten Mann deutend: „Massa (Herr), den müſst Ihr noch in den Kauf nehmen!“ — „Warum?“ fragte der Herr. — „O, Massa,“ antwortete der Neger, „Ihr müſst ihn haben!“ Der Sklavenhändler willigte ein, obgleich er nicht hoffte, an dem Alten viel zu verdienen. Nicht lange nachher erkrankte der alte Sklave. Tom pflegte ihn und bezeigte ihm eine Aufmerksamkeit, die seinem Herrn auffiel. „Was hast du mit dem alten Manne?“ fragte sein Herr; „du bist so zärtlich besorgt für ihn; ist er vielleicht dein Vater?“ — „Nein, Massa,“ sagte der Sklave, „er ist mein Vater nicht.“ — „Oder einer deiner Verwandten“ — „Nein, Massa; er ist kein Verwandter von mir!“ — „Wer ist er denn, dein Freund?“ — „Nein, Massa; er ist auch nicht mein Freund!“ — „Und wer denn?“ fragte der Herr. — „Er ist mein Feind, Massa! Dieser Mann hat mich, als ich noch ein kleines Kind war, von meinen Eltern weggerissen und in die Sklaverei verkauft. Ich könnte ihn hassen; aber der Vater (Missionär) hat gesagt: Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn!“

27. Die halbgefüllte Flasche.

Eine dänische Kaufmannsfamilie in Flensburg führt in ihrem Wappen eine halbgefüllte Flasche, die Kinder und Enkel an den Edelmut eines ihrer Ahnen erinnert. Dieser hatte in einem Kriege, den sein Vaterland mit den Schweden führte, als gemeiner Soldat gefochten. Einst war er nach einer für die Seinigen siegreichen Schlacht auf einen Wachtposten gestellt worden und konnte sich gegen seinen brennenden Durst nur mühsam eine Flasche Bier verschaffen. Er wollte sie eben an den Mund setzen, als in der Nähe ein verwundeter Schwede stöhnend um Linderung seines Durstes bat. Der Däne vergaß seinen eigenen Durst, eilte zu dem hilfsbedürftigen Feinde, neigte sich über ihn und reichte ihm die volle Flasche. Aber in demselben Augenblick erwachte in dem Schweden der alte Volkshaß

gegen die Dänen, und heimtückisch feuerte er seine Pistole auf seinen Wohlthäter ab. Doch der Schuß ging fehl. Hierauf ergriff der Däne ruhig die Flasche, trank sie halb aus und reichte sie dem Hilflosen abermals mit den Worten: „Nun erhältst du nur die Hälfte.“

28. Der Vater und die drei Söhne.

An Jahren alt, an Gütern reich, teilt' einst ein Vater sein Vermögen und den mit Müh erworbenen Segen selbst unter die drei Söhne gleich. „Ein Diamant ist's,“ sprach der Alte, „den ich für den von Euch behalte, der mittels einer edlen That darauf den gröfsten Anspruch hat.“

Um diesen Anspruch zu erlangen, sieht man die Söhne sich zerstreu'n. Drei Monden waren kaum vergangen, so stellten sie sich wieder ein.

Darauf sprach der älteste der Brüder: „Hört! es vertraut' ein fremder Mann sein Gut ohn' einen Schein mir an; ich gab es ihm getreulich wieder. Sagt, war die That nicht lobenswert?“ — „Du that'st, mein Sohn, was sich gehört,“ liefs sich der Vater hier vernehmen; wer anders thut, der mufs sich schämen; denn ehrlich sein ist unsre Pflicht. Die That ist gut, doch edel nicht.“

Der zweite sprach: „Auf meiner Reise fiel einmal unachtsamerweise ein Kind in einen tiefen See. Ich stürzt' ihm nach, zog's in die Höh und rettete dem Kind das Leben. Ein ganzes Dorf kann Zeugnis geben.“ — „Du thatest,“ sprach der Greis, „mein Kind, was wir als Menschen schuldig sind.“

Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen war einst mein Feind fest eingeschlafen an eines tiefen Abgrunds Rand; sein Leben stand in meiner Hand. Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke.“ — „O,“ rief der Greis mit holdem Blicke, „Dein ist der Ring! Welch edler Mut, wenn man dem Feinde Gutes thut.“

29. Edelmut.

Edelmütig ist derjenige, welcher gute Handlungen vollbringt, die mit schweren Aufopferungen verbunden sind. So lange wir thun, was wir schuldig sind, und was die Pflicht fordert, oder so lange uns unsere guten Thaten keine besondere Aufopferung kosten, können wir uns nicht des Edelmutes rühmen. Aber wer in Fällen, wo es darauf ankommt, etwas Gutes zu fördern, seinen Vorteil, seine Meinungen und Gefühle, vielleicht auch eine Beleidigung, vergessen und unterdrücken kann, der ist edelmütiger Handlungen fähig.

30. Der Mantel.

Zur Zeit des Krieges kamen mehrere Soldaten in ein Dorf und verlangten von dem Vorsteher einen Wegweiser. Ein armer Taglöhner wurde beauftragt, mit ihnen zu gehen. Draußen schneite und stürmte es, und der Taglöhner bat die Bauern, ihm einen Mantel zu leihen, aber vergebens. Endlich erbarmte sich seiner ein alter Mann, der durch den Krieg aus der Heimat vertrieben worden war, und gab ihm seinen schlechten Mantel. — Am Abende dieses Tages kam ein junger Offizier mit einem Ordenskreuze auf der Brust in das Dorf geritten und ließ sich zu dem Manne führen, welcher dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Als der Greis den Offizier erblickte, rief er aus: „O Gott, das ist ja mein Sohn Rudolf!“ und schloß ihn weinend in seine Arme. Rudolf, der einige Jahre vorher Soldat geworden war, hatte sich wegen seiner Geistesgaben, seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit schnell zum Offizier aufgeschwungen. — Er war jener Truppe begegnet, welcher der Taglöhner als Wegweiser diente, erkannte den Mantel seines Vaters und erfuhr, daß sich derselbe in einem benachbarten Dorfe aufhalte. Als er am nächsten Morgen zu seinem Regimente zurückkehrte, gab er seinem Vater eine ansehnliche Summe Geldes und versprach, weiter für ihn zu sorgen. Die Leute im Dorfe aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott über ihn erbarmt und ihn seinen Sohn wiederfinden lassen, der ihn aus aller Not befreite.“

Erbarme gern dich fremder Not,
so hilft auch dir der liebe Gott.

31. Der blinde Geiger.

Ein armer Geiger wandert durchs Land, des Hündleins Schnur in zitternder Hand. Der Geiger ist alt und schwach und blind; es kennt den armen ein jedes Kind.

Und wenn er vor den Thüren geigt, wird alles traurig und horcht und schweigt; und wenn er von seinen Leiden singt, das Lied in die tiefste Seele dringt:

„Ich wandle in Nacht schon achtzig Jahr; mein Leben ein Leben voll Thränen war, ein Leben voll Angst und Hunger und Not. O läg' ich im Grabe; o wär' ich tot!

O wär' ich bei dir, Herr Jesu Christ, wo keine Nacht, keine Trübsal ist! O läg' ich im Grabe; o wär' ich tot! Wer reicht dem Geiger ein Stücklein Brot?“

So singt er, mein Kind, und wirst du ihn sehn, so wolle nicht spottend vorübergehn. Leg eine Gabe, freundlich und gut, dem blinden Geiger in seinen Hut!

32. Der arme Musikant und sein Kollege.

Ich habe mich immer in die Seele hinein geärgert, wenn ich das Wort vernehmen mußte: „Man hört in unsern Tagen nichts Gutes mehr!“ Da sollte man doch wahrlich denken, unsere Zeit sei die allerschlechteste seit Adams Tagen, und die Menschen seien allesamt Unmenschen. Ich sag's jedem ins Gesicht, es ist nicht wahr, wenn's auch Schufte genug gibt. Eine schlechte That wird überall erzählt; aber wenn einmal eine gute geschieht, schweigt man davon. Die guten Menschen legen sich damit nicht an den Laden und lassen's nicht ausposaunen, wie es die Pharisäer machten. Drum will ich auch nicht stille schweigen, wenn ich eine gute That hier oder dort höre, und will gleich eine erzählen, die noch nicht alt ist.

An einem schönen Sommertage war im Prater in Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eine sehr große öffentliche Gartenanlage voll herrlicher Bäume und der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volks strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freut sich dort seines Lebens; es kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Drehorgelspieler, Harfenmädchen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dessen kleine Pension zu seinem Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht; er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater spielen gelernt hatte. Er stand unter einem alten Baume; seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und fiedelte; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten sie ihn nur einmal angesehen, sie hätten sich seiner erbarmen müssen. Weißes Haar deckte spärlich sein Haupt; ein fadenscheiniger Soldatenmantel hing um seine Schultern. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm eine Narbe als Denkzettel angehängt, für dessen Verlust er nicht Sorge zu tragen brauchte. Drei Finger der rechten Hand hielten den Bogen; die zwei anderen hatte ihm bei Aspern eine Kartätschenkugel fast in dem Augenblicke weggenommen, in welchem ihm eine Kanonenkugel ein Bein wegriß. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, obwohl er für den letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft hatte und mit aller Kraft seine alten Märsche und Tänze spielte. Traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmenge. Wenn die Tausende, wie bisher

gefühllos an ihm vorübergingen, so mußte er heute hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Besser war in der That sein Pudel dran; der fand doch vielleicht auf dem Heimwege unter einem Gußsteine einen Knochen, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage, und die Hoffnung des Greises war so nahe am Untergange wie die Sonne. Ein tiefes Leid legte sich auf das wetterharte, narbige Gesicht. Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein fein gekleideter Herr stand, der ihm lange zugehört und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtet hatte. — Als endlich die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte und ihn sein Bein kaum mehr trug, setzte er sich auf den Stein, und die Erde saugte einige heimliche Thränen ein; die aber sagt's nicht wieder, wer sie geweint hat.

Der Herr, der am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt sie nicht sähe. Es war aber, als wenn ihm dieselben wie siedend heiße Tropfen auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er hinzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!" Der Greis sah staunend den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Diese war so schlecht nicht, als sie in den Händen eines gewöhnlichen Geigers klang. Der Unbekannte stimmte sie glockenrein, stellte sich ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele!" — Er fing nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei gar nicht mehr dieselbe; denn die Töne rannen wie Perlen dahin und berührten wunderbar die Seele. Einmal war's, als jubilierten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leides aus ihr, die das Herz so bewegten, daß dem Hörer die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen, sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jedermann sah's, der Mann geigte für den Armen; aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer; selbst die Wagen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Gold und Silber fiel in den Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz des Gebers war. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!" riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal

voll!" Der Alte that's, und richtig! er mußte ihn noch einmal in den Sack leeren, in den er die Violine zu stecken pflegte. Mit leuchtenden Augen stand der Fremde da und spielte, daß ein Bravo über das andere erscholl. Alles war entzückt. Zuletzt ging der Geiger über in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz, den Kaiser". Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Österreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch. Allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß alle Umstehenden das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des Glücklichen Schoß, und war verschwunden, ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte."

„Wer war das?" rief das Volk. — Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl: es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher*), welcher seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns das angefangene Werk vollenden!"

Der Herr hielt seinen Hut hin, und aufs neue flogen Sechsbätzner in denselben. Alles gab, und als der Herr abermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet: rief er: „Boucher lebe hoch!" — „Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk. Der Invalide aber faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du's ihm reichlich!"

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun auf längere Zeit seiner Not enthoben war, und der andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugnis gab, um das man ihn beneiden möchte.

33. Das Vogelgeschrei.

Von dem reichen Kaufmanne Sondersleben in Frankfurt am Main wird folgendes erzählt:

Wenn im Spätherbste die ersten Schneegänse über die Stadt gen Süden zogen und den Winter ankündigten, so ging er in sein Kornhaus neben dem Dome, wo große Haufen von Roggen und Weizen aufgeschüttet lagen. Von diesem Getreide maß er viele Metzen ab und schickte sie dem Bäcker, der Brot daraus buk. Am folgenden Tage kamen viele arme Leute zum Bäcker und zeigten ihm einen Zettel von dem Kaufherrn vor, worauf sie unentgeltlich empfingen, was auf dem Blättlein geschrieben stand.

*) Sprich: Buscheh.

In Frankfurt waren drei Schulen und darin viele Kinder reicher und armer Leute durch einander. Der Lehrer entließ die Kinder der Wohlhabenden vormittags um die elfte und nachmittags um die dritte Stunde; die armen Kinder aber blieben auf ihren Bänken sitzen und warteten, bis der Geselle des Bäckers kam. Der trug einen großen Brotkorb auf dem Kopfe und gab jedem Kinde zwei oder drei Semmeln, außen so gelb wie eine Citrone und innen so weiß und locker wie Baumwolle. Auch dieses Weißbrot ließ der Kaufmann verteilen. So fuhr dieser fort, bis das Schwalbenpaar, welches in seiner Hausflur nistete, wiederkehrte und ihm ansagte, daß die Schneegänse heimgezogen seien.

Der Schaffner des Kaufmanns hätte längst gern wissen mögen, warum sein Herr das Kornhaus öffnete, wenn die Schneegänse kamen, und es schloß, wenn sie nordwärts zogen. Eines Abends, als derselbe besonders freundlich gegen ihn war, wagte er es, darum zu fragen. Der Hausherr schwieg anfangs still; endlich wandte er sich zu seinem Diener und sprach: „Johann, ich weiß, daß du von dem, was ich dir sage, nichts ausplauderst, so lange ich lebe; darum höre. Mein Vater war ein armer Schuhflicker im Oberlande; auf seinem Grund und Boden wuchs nicht mehr Getreide, denn drei oder vier Ähren des Jahres, wenn nämlich einmal ein Sperling einige Körner in der Dachrinne hatte liegen lassen. Dazu hatte er sechs Kinder, und wenn er uns das Vesperbrot geben wollte, so fand sich oft nichts zu schneiden. Deshalb schaffte er das Vesperbrot zwischen Martini und Lichtmeß ganz ab, indem er zu den Kindern sagte: Um elf Uhr wird zu Mittag gegessen und um fünf Uhr zu Abend; deshalb braucht ihr kein Vesperbrot. Wenn aber doch eins von den kleineren Geschwistern in dieser Fastenzeit, die nicht im Kalender stand, die Tischlade aufzog und sie leer fand, pflegte der Vater zu sagen: Die Schneegänse sind gekommen und haben das Brot mitgenommen. — Seit dieser Zeit wird es mir immer weh ums Herz, wenn ich die Schneegänse höre.“

So sprach der Herr des Schaffners. — Der Erzähler aber wünscht, es möchten alle reichen Kaufherren wie der Kaufmann Sondersleben auf das Vogelgeschrei achten, im Winter auf die Schneegänse und im Sommer auf die jungen Sperlinge, welche rufen: Gib, Gib!

34. Der Schneider in Pensa.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug für die Kriegsgefangenen an der Berezina hatte, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als hundert Tagereisen

von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu früh. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hineinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und alsdann weiter abgeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer gleichsam als fremde Ware aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen auch 16 Rheinländer, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost, in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Lande kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, und kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden?" oder: „Wann wird der Tod unserm Elende ein Ende machen?" oder: „Wer wird den letzten begraben?" — da vernehmen sie mitten durch das russische und kosackische Kauderwelsch wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da!" — und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmeier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreise, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahre 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt 7 bis 800 Stunden Weges nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerie-Regiment als Regimentsschneider anwerben und ritt mit ihm in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er es zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Mann ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat

auf 30 Stunden Wegs ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider in Pensa an; er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz, und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch, Bett, nur kein Geld. Einem Gemüt, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage; denn er hoffte von einem Tage zum andern unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freuete sich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte sie schon im voraus, ungesehenerweise. Wenn sie nur so oder so aussehen, dachte er — wenn ihnen auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann! Doch nahm er, wenn keine Deutsche da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, so gut wie er konnte. Diesmal aber, als er mitten unter so viele, auch Darmstädter und andere, hinein rief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum zweiten Mal fragen; denn das erste Mal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, und das süße deutsche Wort in Asien erklang in ihren Ohren wie Harfentöne, — und als er hörte: „Deutsche genug!“ und von jedem erfragte, woher er sei — er wäre mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen; aber einer sagte: „Von Mannheim am Rheinstrom“, als wenn der Schneider nicht vor ihnen gewußt hätte, wo Mannheim liegt; der andere sagte: „Von Bruchsal“, der dritte: „Von Heidelberg“, der vierte: „Von Gochsheim“ — da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten,“ sagte das herrliche Gemüt, „Franz Anton Egetmeier von Bretten“ — wie Joseph in Ägypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder!“ — und die Thränen der Freude, der Wehmut und der heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, wer einen freudigeren Fund machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teueren Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquickenden Mahle, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zu dem Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann habe ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann!“ sagte er zu dem einen, „mit Eurem Weißzeug sieht's windig aus; ich werde noch für ein halbes Dutzend Hemden sorgen.“ — „Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“ sagte er zu dem andern. — „Eures kann noch gewendet und ausgebessert werden,“ zu einem dritten und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle 26 Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werten rheinländischen Hausfreunde. In wenigen Tagen waren alle neu und anständig ausstaffiert. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deshalb sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht; ein Kriegsgefangener bringt keine Münzen mit; so wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen schadlos halten sollen und wann?“ Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können; brauchen Sie alles, was ich habe; sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an!“ So kurzweg ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt; denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, bei seinen Freunden in der Stadt herum und machte Staat mit ihnen. Aber hier ist jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es: jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest — es wurde am nämlichen Tage auch von den Treuen in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht

von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten (Verbündeten) in Deutschland, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum daß sich ihre Erlösung nahte.

Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, dem Wohlthäter seine Auslage zu vergüten. „Kinder," sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht!" „Vater Egetmeier," sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!" Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen; aber man kann nicht an alles denken; denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude der bittere Schmerz der Trennung und zu dem Schmerze die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft oder Versorgung auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgend hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Mutes, still und nachdenklich umher, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen!" sagten die rheinländischen Hausfreunde und merkten nichts; aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rat, Geld genug." — Was war's? — Die gute Seele hatte für 2000 Rubel das ganze Haus verkauft. — „Ich will schon eine Unterkunft finden, wenn ihr nur ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt." Doch der Kauf wurde zum großen Trost für die edlen Gefangenen wieder rückgängig gemacht; nichtsdestoweniger brachte er auf eine andere Art noch einige Hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem, russischem Pelzwerk mitzunehmen und unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerführe.

Den Abschied will ich weiter nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es; sie schieden unter tausend Segenswünschen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die

Reisenden aber sprachen unterwegs noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

35. Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten.

Im Winter des Jahres 1841 war es grimmig kalt, und wenn jemand auf der Straße ging, so knarrte der Schnee, wie wenn man Glasscherben zertritt. In den Hütten der Armen wollten am hellen Mittag die Fensterscheiben nicht auftauen. — Unweit der holländischen Grenze liegt die alte belgische Stadt Antwerpen. In dieser Stadt gibt es schöne, prächtige Straßen mit palastähnlichen Gebäuden, aber auch enge Gassen mit finstern Häusern, aus denen die Armut herausschaut. In einer dieser Gassen war ein Haus und in dem Hause eine Kammer, und in der Kammer wohnte eine unglückliche Familie. Mitten in der Kammer lag in einem dünnen Bettlein ein krankes Kind, das aussah, als werde es bald in ein Bettlein getragen werden, da man nie mehr hungert und friert. Bei dem Kinde aber saß eine dürftig gekleidete Frau, deren Augen gerötet waren von den bittern Thränen, die sie geweint hatte.

„Mutter, Mutter," rief eine Stimme vom Ofen her, in dem das letzte Fünkchen längst verglommen war, „ich habe Hunger." Es war ein Büblein zwischen fünf und sechs Jahren, das also gerufen hatte. Wer ihm aber keine Antwort gab, das war die Mutter, und sie wußte, warum. Nach einer Weile rief der Kleine abermal: „O, gib mir doch nur ein klein wenig zu essen; ich kann's nicht mehr aushalten. Sei doch so gut!"

Jetzt schaute die arme Frau auf mit einem Blick, den man da finden kann, wo einem wider Verhoffen das Todesurteil verkündet wird, und sagte: „Johann, sei doch um Gotteswillen still! Ich sterbe ja selber vor Hunger."

Als aber bald darauf das Knäblein mit kläglicher Stimme seine Bitte wiederholte, da brach der Frau schier das Herz. Sie griff unter das Bett, langte ein Kreuzerbrötchen hervor und gab es dem Knaben mit den Worten: „Da hast du es. Ich hatte es aufgehoben, um deinem Schwesterlein ein Süpplein davon zu kochen; aber der arme Wurm wird's nicht mehr nötig haben."

Hastig griff der Knabe nach dem Brötchen; aber als er es halb gegessen hatte, brachte er die andere Hälfte der Mutter und sprach: „Das habe ich für das Schwesterlein aufgespart."

Eine halbe Stunde später kam der Vater nach Hause, schaute die Frau mit tiefer Betrübnis an und sagte: „Theres,

wir sind recht unglücklich. Den ganzen Morgen stehe ich mit meinem Schiebkarren an der Eisenbahn und habe keinen Kreuzer verdient. Ich weiß mir nun nicht mehr zu raten und zu helfen."

„Vater, Vater," rief der Knabe, „ich habe Hunger; bekomme ich jetzt ein Butterbrot?"

Diese Worte gingen dem Manne durchs Herz, und als er auf das kleine Kind im Bettlein sah, das in den Tod hinüber siechte, da wollte seine Seele vergehen im unendlichen Jammer.

Das Auge bald auf die gramgebeugte Frau, bald auf das kranke Kind gerichtet, stand er eine Zeit lang sinnend da; endlich sprach er: „Es muß sein; ich will bei der heutigen Versteigerung unsern Schiebkarren, das letzte, was wir haben, verkaufen lassen."

An jedem Freitag wird nämlich in Antwerpen eine Versteigerung gehalten, zu der jeder bringen kann, was er will. Also brachte der Mann dem Ausrufer seinen Schiebkarren und wartete traurig, bis an denselben die Reihe zur Versteigerung kam. Aber indem er dastand und einem seiner Bekannten seine Not klagte, waren unvermerkt zwei ehrbare Frauen zu den beiden Männern getreten und hatten ihr Gespräch mit angehört. Und als der Schiebkarren zum Verstriche kam und der Ausrufer seine Stimme erhob: „Zwei Franken zum zweiten! Gibt Niemand mehr?" da rief die eine der Frauen: Sechs Franken! und die andere zwölf Franken! und so ging es fort, bis sie dachten, es wäre genug. Als aber der Ausrufer verkündet hatte: „27 Franken zum ersten, zum zweiten, zum dritten!" da zahlten sie das Geld, kümmerten sich auch nicht um das Gelächter der Umstehenden, sondern sprachen zu dem Manne: „Fahrt uns nun auch unsern Schiebkarren heim und ladet unterwegs noch auf dies und das, was wir einzukaufen gedenken. Auf ein gutes Trinkgeld kommt es uns nicht an." Und als sie reichlich eingekauft hatten, was man in einem Hause braucht, darin lange Zeit Schmalhans Küchenmeister gewesen ist, da sprachen sie zu dem Manne: „Fahret nun immerhin euren Schiebkarren nach Hause, und was auf demselben liegt, das bringt eurer armen Frau und euren Kindern! Solltet ihr aber je wieder in Not geraten, so wisset, daß wir da und da wohnen, und daß es einen Gott im Himmel gibt, von dem ein Sprüchlein sagt:

Hilfe, die er aufgeschoben,
Hat er nicht gar aufgehoben.
Hilft er nicht zu jeder Frist,
Hilft er doch wenn's nötig ist."

36. Das gute Heilmittel.

Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und in Wien eine arme Frau kuriert hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir einen Doktor; sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten. Aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser sei, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „wollet Ihr mir nicht einen Gulden schenken? seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich einen Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Zwanziger nicht auch?“ fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte „nein“ und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt wäre. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße, und wo sie wohne, und während das Büblein zum dritten Doktor springt und die Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, meint sie, es sei der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch denn jetzt ein Rezept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug wäre. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim komme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen und was für einen Trank, oder was für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünf und zwanzig Goldstücke verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und untenan

steht Joseph, wenn Ihr' ihn kennt. Eine solche Arznei hätt' ich Euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausgezahlt, und der Doktor verordnete ihr einen Trank; und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich verschaffen konnte, stand sie in wenigen Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau geheilt und der Kaiser die arme.

37. Der fechtende Handwerksbursche.

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthür und bat um einen Zehrpfennig. Da sich niemand sehen ließ, öffnete er leise die Thür und trat in das Zimmer. Als aber eine arme, kranke Frau auf seine Bitte um eine Gabe sagte, sie sei selber arm, ging er wieder hinaus.

Lieber Leser, denke nicht, der hat's darauf ankommen lassen, ob jemand in der Stube ist, hat seinen Zehrpfennig selber nehmen wollen; sonst mußt du dich schämen und in deinem Herzen einem edlen Menschen Abbitte thun. Denn der Handwerksbursche kam nach einiger Zeit wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott, ich kann Euch ja nichts geben! Ich lebe selbst von anderer Menschen Milde und bin jetzt krank." Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: „Eben deswegen." Anständig und freundlich trat er an den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brot darauf, das er gesammelt hatte, und viele auf gleiche Weise erworbene kleine Geldstücke. „Das ist für Euch, arme kranke Frau," sagte er lächelnd, ging und zog leise die Stubenthür zu.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein anderes Mal aufgeschrieben; ich kann nicht sagen, wie er heißt.

38. Der brave Mann.

Einst im Frühjahr war das Wasser der Etsch so angeschwollen, dafs sie die Brücken abrifs und alles mit ihren Fluten bedeckte. Eine alte Brücke hatte sie schon teilweise hinweggefegt; nur ein Joch davon stand noch mitten im Strom, darauf ein Häuslein, aus dem ein Zöllner mit seiner

Familie jammernd um Hilfe rief. Eine grofse Menschenmenge stand ratlos am Ufer; selbst die Schiffer wollten sich nicht in den reifsenden Strom wagen, obgleich ein reicher Graf dem, welcher die Unglücklichen retten würde, eine mit Gold gefüllte Börse versprach. Da kam ein Bauersmann des Weges, und als er sah, in welcher Gefahr der Zöllner schwebte, sprang er in einen Kahn und gelangte glücklich durch die Fluten und die Eisscholen bis an das Häuslein. Des Zöllners Familie stieg ein und kam wohlbehalten mit ihrem Erretter ans Ufer. Fast in demselben Augenblicke stürzte das Joch der Brücke mit dem Häuslein in den Strom. Alle priesen den Edelmut des unerschrockenen Mannes, und der Graf bot ihm die Börse und sprach: „Nimm, was dein ist!“ Der aber entgegnete freundlich: „Verzeiht, Herr Graf! Des Geldes wegen hab' ich mein Leben nicht gewagt; wollt Ihr aber ein löblich Werk verrichten, so gebt euer Geld dem Zöllner, der alles verloren hat!“ Sprach's und ging davon, ohne eines Dankes zu begehren.

39. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.
„Dir,“ spricht der Lahme, „beizustehn?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehn;
Doch scheint's daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.
Entschließe dich, mich fortzutragen,
Dann will ich dir die Wege sagen;
So wird dein guter Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.“
Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt nunmehr dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

40. Die Venetianer im Fichtelgebirge.

Vorzeiten sollen sich im Fichtelgebirge geheimnisvolle Fremdlinge umhergetrieben haben. Nur selten ließen sie sich in den Dörfern sehen; die meiste Zeit brachten sie im dunklen Forste

zu, um nach edlen Metallen, besonders nach Gold, zu schürfen. Manchmal fand das Volk, welches eine geheime Scheu vor ihrem Thun und Treiben empfand, im Walde verlassene Feuerstätten und daneben Schlegel, Meißel und Pfannen, oder auch Karten, auf denen die bauwürdigen Stellen des Gebirges verzeichnet waren. Wie die Sage berichtet, waren diese seltsamen Männer Venetianer und Wallonen.

Einer dieser Venetianer, der häufig das Fichtelgebirge besuchte, kehrte oft bei einem Landmanne in Wülfersreuth ein, welcher ihn stets gastlich aufnahm. Einst kam er wieder, um für immer von seinem Gastfreunde Abschied zu nehmen. „Ich kehre jetzt," sagte er, „in meine Heimat zurück, und werde wohl nie mehr die Schwelle deines Hauses überschreiten. Solltest du je einer Hilfe bedürfen, so komme zu mir in das ferne Venedig, und ich werde dir mit Rat und That beistehen."

Nach vielen Jahren geriet der Landmann in große Not. Da erinnerte er sich an das Versprechen, das ihm der Venetianer gegeben hatte. Er machte sich auf, pilgerte gen Süden und erreichte glücklich die Lagunenstadt. Als er die Straßen der großen Stadt durchwanderte, ward ihm bange, wie er seinen Freund ausfindig machen sollte. Auf einmal erscholl aus einem der glänzenden Paläste der Ruf: „Hans, Hans!" Nach einigen Augenblicken öffnete sich die Pforte des Hauses und ein vornehmer Mann eilte auf den Fremdling zu und umarmte ihn. Hoch erfreut, ihn so unvermutet wieder zu sehen, führte er ihn in sein Haus und vergalt ihm tausendfach, was er einst bei ihm genossen hatte. Reich beschenkt kehrte Hans in die Heimat zurück und war von nun an aller Not enthoben.

41. Gesundheit ist ein grofses Gut.

Kunz ging einmal über Land und kam ermattet bei einem Gasthause an. Er setzte sich an einen Tisch vor dem Hause und verlangte einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brot. Bald darauf kam ein Wagen angefahren. Darin safs ein vornehmer Herr, der sich kalten Braten und eine Flasche Wein in den Wagen bringen liefs. Kunz dachte: »Wer es doch auch so hätte!« Der Herr im Wagen aber, der seinen Gedanken erriet, sagte zu ihm: »Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?« »Warum nicht?« antwortete Kunz, ohne sich lange zu besinnen. »Steige der Herr nur aus und gebe mir alles, was er hat! Ich bin zum Tausche bereit.«

Der Herr befahl seinen Bedienten, ihn aus dem Wagen zu heben. Welcher Anblick! An beiden Beinen gelähmt, mufste sich der Unglückliche so lange auf zwei Diener stützen,

bis seine Krücken herbeigebracht waren. »Hast du jetzt noch Lust zu tauschen?« sprach er. »Gott behüte mich!« erwiderte Kunz. »Ich will lieber schwarzes Brot essen und Wasser dazu trinken, als Wein und Braten geniefsen und lahme Glieder haben. Lebt wohl!«

Mit diesen Worten stand Kunz auf und ging zufriedener fort, als er gekommen war.

42. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen, Gott Lob! der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Gläsern und Schüsseln und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen*) feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so? — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenso, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müd', als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespaltet hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts; denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?"

---

*) Von: Maul und offen.

Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund würden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, ich will dich bald kuriert haben!“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern! Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürft Ihr nicht fahren, oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen; sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt!“

Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heute, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin. Und als er am 18. Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit

können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief' mir!"

Als er nun zum Doktor kam, nahm der ihn bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob, nichts, und wenn ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß ihr meinem Rate gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib; deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen; so könnt Ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich verstehe Euch wohl," und hat nachher den Rat befolgt und 87 Jahre 4 Monate 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

43. Der Klügere gibt nach.

Zwei Fuhrleute begegneten einander in einem Hohlwege. „Fahre mir aus dem Wege!" rief der eine. „Ei, so fahre du mir aus dem Wege!" schrie der andere. „Ich will nicht!" sagte der eine. „Und ich mag nicht!" erwiderte der andere. Weil keiner nachgab, so kam es zu heftigen Scheltworten. „Höre," sagte endlich der eine; „ich frage dich zum letzten Male: Willst du mir aus dem Wege fahren oder nicht? Thust du's nicht, so ergeht es dir, wie es heute schon einem ergangen ist." Das schien dem andern doch eine bedenkliche Drohung. „Meinethalben!" sagte er; „aber hilf mir wenigstens deinen Wagen ein wenig bei Seite schieben." Das ließ sich der erste gefallen, und in wenigen Minuten war der Streit beigelegt.

Ehe sie jedoch schieden, faßte sich der, welcher aus dem Wege gefahren war, ein Herz und sagte zu dem andern: „Höre, du drohtest, es mit mir zu machen, wie du es heute schon mit einem gemacht hättest; sage mir doch, wie du mit dem verfahren bist?" „Das war sehr einfach," sagte der andere, „der Grobian wollte mir nicht aus dem Wege fahren, da — fuhr ich ihm aus dem Wege."

44. Sonne und Wind.

a.

Wind und Sonne machten Wette,
Wer die meisten Kräfte hätte,
Einen armen Wandersmann
Seiner Kleider zu berauben.

Wind begann;
Doch sein Schnauben
That ihm nichts; der Wandersmann
Zog den Mantel dichter an.

Wind verzweifelt nun und ruht,
Und ein lieber Sonnenschein
Füllt mit holder, sanfter Glut
Wanderers Gebein.

Hüllt er nun sich tiefer ein?
Nein!
Ab wirft er nun sein Gewand,
Und die Sonne überwand.

b.

Sonne und Wind stritten mit einander, wer von ihnen stärker sei. Von ungefähr sahen sie einen Wandersmann die Straße ziehen und beschlossen, an ihm ihre Kraft zu erproben. Sie gingen eine Wette ein, bei der es galt, den Wanderer zum Ablegen des Mantels zu nötigen.

Zuerst machte sich der Wind an die Arbeit, indem er mit der größten Heftigkeit auf den Menschen losfuhr; aber dieser wickelte sich, um sich gegen das Ungestüm des Windes zu schützen, nur noch fester in seinen Mantel. Nachdem der Wind längere Zeit gewütet hatte, ohne seinen Zweck zu erreichen, gab er die Wette verloren.

Hierauf trat die Sonne aus dem Gewölke und sandte ihre milden Strahlen zur Erde. Es dauerte nicht lange, so nahm der Wanderer seinen Mantel ab, wickelte ihn zusammen und schlug ihn über die Schulter. So hatte also die Sonne die Wette gewonnen.

45. Das Kätzchen und die Stricknadeln.

(Märchen.)

Es war einmal eine arme Frau, die in den Wald ging, um Holz zu lesen. Als sie mit ihrem Bündel auf dem Rückwege war, sah sie ein krankes Kätzchen hinter einem Zaune liegen, das kläglich schrie. Die arme Frau nahm es mitleidig in ihre Schürze und trug es nach Hause. Auf dem Wege kamen ihre beiden Kinder ihr entgegen, und als sie sahen, dafs die Mutter etwas trug, fragten sie: „Mutter, was trägst du?“ und wollten das Kätzchen haben. Aber die mitleidige Frau gab es ihnen nicht, aus Sorge, sie möchten es quälen, sondern sie setzte es zu Hause auf weiche alte Kleider

und gab ihm Milch zu trinken. Als das Kätzchen sich gelabt hatte und wieder gesund war, war es mit einem Male verschwunden. — Nach einiger Zeit ging die arme Frau wieder in den Wald, und als sie mit ihrer Bürde Holz auf dem Rückwege wieder an die Stelle kam, wo das kranke Kätzchen gelegen hatte, da stand eine vornehme Dame dort, winkte die arme Frau zu sich und warf ihr fünf Stricknadeln in die Schürze. Die Frau wufste nicht recht, was sie denken sollte, und es dünkte diese absonderliche Gabe ihr gar gering; dennoch nahm sie die Stricknadeln, zeigte sie ihren Kindern und legte sie des Abends auf den Tisch. Aber als die Frau am andern Morgen ihr Lager verliefs, siehe, da lagen ein Paar neue, fertig gestrickte Strümpfe auf dem Tische. Das wunderte die alte Frau über alle Mafsen; am nächsten Abend legte sie die Nadeln wieder auf den Tisch, und am Morgen darauf lagen wieder neue Strümpfe da. Jetzt merkte sie, dafs ihr zur Belohnung ihres Mitleids mit dem kranken Kätzchen diese Nadeln beschert waren, und sie liefs dieselben nun jede Nacht stricken, bis sie und die Kinder Strümpfe genug hatten. Dann verkaufte sie auch Strümpfe und hatte von dem Erlöse zu leben bis an ihr seliges Ende.

46. Barmherzigkeit gegen Tiere.

Ein Greis, ein gelehrter und frommer Mann, ging einst zur Frühlingszeit an einer Hecke vorüber. In einiger Entfernung bemerkte er einen ängstlich flatternden Vogel, der immer zu einer und derselben Stelle zurückkam und dann wieder, wie ratlos, zur Seite flog. Der Greis trat hinzu und sah unten am Boden des Gebüsches vier junge, nackte, eben aus dem Ei geschlüpfte Vögel. Sie waren aus dem Neste gefallen und lagen elendiglich auf der Erde. Das Nest aber war während eines Sturmes von einem abgebrochenen Baumast getroffen und halb abgerissen worden; etwa mannshoch schwebte es in der Gabel eines Strauchs über dem Zaune. Das flatternde Vöglein aber war die Mutter der unglücklichen jungen. Dem Spaziergänger wurde das Herz weich. Er hätte gern geholfen; doch fürchtete er, die zarten und nackten Vöglein zu verletzen, wenn er sie mit rauher Hand berührte. Indessen sein Herz behielt recht. Er befestigte das hangende Nestchen mit einem Bande, das um seine Brieftasche gewunden war, an der andern Seite der Gabel des Strauchs. Darauf nahm er ein Blatt

aus seiner Brieftasche, schob die Tierchen eines nach dem andern auf dasselbe und hob sie ins Nest. Als der Greis vor Sonnenuntergang wieder nach seinen Schützlingen sah, saß die Mutter auf dem Neste und deckte die Kinder mit den warmen, weichen Federn zu. Und als er sich abends niederlegte und die warme Decke über seine Glieder breitete, da wurde ihm wohl an Leib und Seele, und er sagte, der Vögelein gedenkend, mehreremal: „Nun habt ihr euch wieder!“

47. Quäle die Tiere nicht!

König Alexander von Macedonien saß vor seinem großen Zelte und wartete auf eine große Lieferung Geldes, das auf dem Wege war. Das Zelt stand auf einer kleinen Anhöhe, von der aus der König die ganze Gegend übersehen konnte. Lange hatte er so gesessen, da bemerkte er, wie sich in der Ferne Staubwolken erhoben. Ein langer Zug von Maultieren kam daher und bewegte sich auf das Lager zu. Die Tiere waren so schwer beladen und so müde geworden, daß sie kaum weitergehen konnten. Die Treiber aber wollten das Geld recht bald dem Könige zu Füßen legen, um von ihm eine Belohnung zu empfangen. Sie schlugen daher unbarmherzig auf die matten Tiere los. Nur einer von den Treibern machte eine Ausnahme. Er band sein Tier an einen Lagerpfahl, nahm ihm die schweren Säcke ab und trug sie in drei Malen zum Könige hin. Der König aber, der ihm aufmerksam zugesehen hatte, trat ihm, als er zum dritten Male kam, entgegen und sagte: „Mein Freund, bring diese zwei Säcke nicht in mein, sondern in dein Zelt! Du bist wert, sie zu besitzen.“

48. Das Rotkehlchen.

In der Strenge des Winters kam ein Rotkehlchen an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte. Der Landmann öffnete das Fenster und nahm das zutrauliche Tierchen freundlich in seine Wohnung. Da pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmannes das Vöglein lieb und wert. Als aber der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann ein Fenster, und der kleine Gast entfloh in das nahe Wäldchen, baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rotkehlchen abermals an die Wohnung des Landmannes und hatte

sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber samt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Tierchen sahen, wie sie aus den klaren Äuglein zutraulich umherschauten. Und die Kinder sagten: „Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten!" Da antwortete der Vater: „Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: „Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe."

49. Judas Ischariot.

Als der Verräter Judas noch ein Knabe war, schenkte sein Vater ihm und jedem seiner Geschwister ein Bäumchen, dem einen ein Feigenbäumchen, dem andern ein Mandelbäumchen, dem dritten ein Ölbäumchen, und empfahl den Kindern, sie sorgfältig zu pflegen. Das thaten sie auch; sie hackten den Boden auf, jäteten das Unkraut aus, lasen die Raupen ab, begossen die Bäumchen während der Dürre mit Wasser; daher hingen sie im Herbste voll der schönsten Früchte, und die Kinder freuten sich auf den Tag, wo sie dieselben pflücken könnten. „Aber," sagte der Vater, „was wollt ihr denn mit eurem Obste machen?" Die sanfte Hanna antwortete: „Vater, ich sammle meine Feigen in ein Körbchen, und jeden Morgen, wenn wir frühstücken, bringe ich dasselbe auf den Tisch, und dann nimmst du eine, die Mutter eine, jeder von meinen Brüdern eine und ich eine. Ich habe ausgerechnet, daß meine Feigen auf diese Weise acht Tage lang ausreichen." Das gefiel dem Vater wohl, und er fragte Nathan, was er mit seinen Mandeln anzufangen gedenke. „Eine Hand voll will ich mir zurückbehalten," sagte dieser — „und es damit machen wie Hanna; die übrigen aber will mir Bruder Judas abkaufen. Er sagt, das Geld sei besser, als die Mandeln." — „Abkaufen?" fragte der Vater erstaunt, „woher nimmst du das Geld dazu, Judas?" — „Ei," antwortete dieser, „ich verkaufe meine Oliven an den Kaufmann, da bekomme ich Geld; dann kaufe ich Bruder Nathans Mandeln; die verkaufe ich wieder an die Kinder in unserer Schule; da bekomme ich noch mehr Geld. Und wenn ich das jedes Jahr so mache, so werde ich reich sein, bis ich groß bin." „O Judas, Judas!" sagte der Vater, „gib acht, daß das Geld dich nicht unglücklich macht! Wer als Kind schon mit seinen Kameraden Handel treibt, der wird als Mann seine Freunde und seine Ehre verhandeln." Und so ist es mit Judas gegangen.

50. Der Haken.

Eines Tages spielte Adam, des Rotgerbers Söhnlein, in der Werkstätte des Schlossermeisters Holl und entwendete einen

kleinen Haken, der mit vielen andern an einem großen eisernen Ringe hing. Daheim warf er ihn in seinen Spielkorb und ging wieder seines Weges. Der Spielkorb aber glich einem Dohlenneste, und es war so viel unrechtes Gut darin, als in dem Säckel eines Gaudiebs am Jahrmarkte. Die Rotgerberin hätte es finden müssen, wenn sie mehr auf ihr Söhnlein gemerkt hätte, als auf das, was ihres Amtes nicht war. — Ein Jahr hernach spielte Adam mit dem Haken an der Thür der Wirtin, die nicht daheim war. Und weil er es machte wie der Schlosser, wenn man den Schlüssel zur Truhe verlegt hat, ging die Thür auf und Adam hinein, und weil der Kreuzer, der auf dem Tische lag, nicht wußte, wem er gehörte, so nahm er ihn, ging davon und schlug die Thür hinter sich zu. — Wiederum zehn Jahre hernach spielte Adam mit andern lustigen Gesellen in einem Wirtshause, und ob er gleich ein um das andere Mal verlor, betrübte er sich doch nicht sehr. Denn er dachte bei sich: Mit meinem Haken kann ich das Wandschränklein meines Vaters aufsperren, so oft ich will, und seine harten Thaler auszählen. — Fünf Jahre hernach spielte Adam in einer Waldhütte um Dukaten. Denn er war der Anführer einer Räuberbande geworden und hatte mit seinem Haken die eiserne Truhe eines reichen Mannes aufgemacht und die goldenen Eier darin ausgenommen. Aber gerade als ihm die Würfel am besten fielen, traten sechs Landjäger, ohne anzuklopfen, in die Stube, banden ihn an Händen und Füßen und führten ihn in die Herberge „Zum eisernen Gitter". Fünf Wochen hernach spielte Adam nachts um die zwölfte Stunde mit seinem Haken an der Thür seines Kerkers. Aber seine Hand zitterte, als wäre er in fünf Wochen fünfzig Jahre älter geworden. Denn es ward ihm zu enge, und er wäre lieber draußen gewesen als drinnen. Aber der Haken brach ab und blieb im Schlüsselloche stecken. Und drei Tage darauf kam ein Mann im roten Mantel und führte ihn auf den Markt. Da wurde der Stab über ihn gebrochen.

51. Kluge Richter.

a.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande vorgeht, dazu liefert folgende Begebenheit einen Beweis. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, verloren. Er setzte dem ehrlichen Finder eine Belohnung von 100 Piastern aus. Bald kam ein ehrlicher Mann gegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein. So nimm dein Eigentum!" So sprach er mit dem heiteren Blicke eines ehrlichen Mannes, und das war schön! Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil

er sein verlorenes Geld wieder hatte. Denn wie es mit seiner Ehrlichkeit aussah, wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und überlegte dabei, wie er den ehrlichen Finder um die versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, es waren eigentlich 800 Piaster in das Tuch eingenäht; ich finde aber nur 700 darin. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure 100 Piaster Belohnung herausgenommen haben. Daran habt ihr wohl gethan; ich danke Euch." — Das war nicht schön! Aber wir sind auch noch nicht am Ende unserer Erzählung. Ehrlich währt am längsten, und Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.

Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Piaster als um seinen guten Namen zu thun war, beteuerte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und er es so bringe, wie er es gefunden habe. Sie kamen vor den Richter. Auch hier bestanden sie auf ihrer Behauptung: der eine, daß 800 Piaster seien eingenäht gewesen, der andere, daß er das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer; aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Piaster verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Piastern gefunden hat, so kann auch das Geld des letzteren nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Finder, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der sich meldet, der nur 700 Piaster verloren hat, und dir da weiß ich keinen Rat, als daß du dich geduldest, bis einer deine 800 Piaster findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

b.

Zwei Wanderer in Arabien lagern sich an einer klaren Quelle, ihr einfaches Mittagsmahl zu verzehren. Zu ihnen gesellt sich ein Fremder und bittet: „Lafst mich an eurem Mahle teilnehmen." Die Wanderer sind es zufrieden, und der eine langt aus seiner Reisetasche drei, der andere aus der seinigen fünf kleine Brote hervor. Sie verzehrten selbdritt die acht Brote, und es afs der eine so viel als der andere. Nach der Mahlzeit aber liefs der Fremde den beiden Wanderern acht Goldstücke zurück und zog dankend seines Weges.

„Acht Brote," sagte der eine von ihnen, „und acht Goldstücke; das gibt eine leichte Rechnung. Du hattest drei Brote; da nimm drei Goldstücke; ich hatte fünf Brote; mir gebühren also fünf Goldstücke." „Keineswegs," sagte der andere, „deine Rechnung trügt; der Fremde hatte nicht unsere Brote bezahlen, er hat uns für unsere Freundlichkeit wiederum erfreuen wollen. Lafs uns gleichheitlich teilen, und begnüge dich mit vier Goldstücken!" Wie es aber zu gehen pflegt, wenn man anfängt, das Recht und das Unrecht abzuwägen, so ging es auch hier; im Streite erhitzten sich die Gemüter, und die Sache wurde vor den Kadhi (so nennt man dort zu Lande den Richter) gebracht.

„Ich rate euch," sagte dieser, „die Goldstücke wie Brüder zu teilen. „Nein," riefen die beiden, „wir wollen einen Richterspruch nach strengem Rechte."

„Gut, ihr sollt ihn haben," versetzte der Kadhi. „Nicht wahr, ihr hattet acht Brote?" — „Ja, Herr, acht!" — „Jeder von euch afs von dem Vorrate gleichviel?" — „Ja, Herr, von jeglichem Brote afs jeglicher ein Dritteil." — „Also afs jeder von euch acht Dritteile von den Broten." — „So ist es," erwiderten die beiden. — „Nun sage, du hattest drei Brote, das sind ja wohl neun Dritteile?" — „Ja, freilich." — „Acht Dritteile hast du selber gegessen, und der Fremde hat von deinem Vorrate nur das Dritteil eines Brotes genossen?" — „So scheint es," sagte der Gefragte ein wenig kleinlaut. — „Woher sind denn die übrigen sieben Dritteile gekommen, die der Fremde verzehrt hat?" — „Ich denke, von dem Vorrat meines Gefährten." — „Nun, so bekommst du, der die drei Brote hatte, nicht mehr als ein Goldstück; die sieben übrigen nimmt der, welcher die fünf Brote hatte."

Die beiden Wanderer sahen sich betroffen an; aber der die sieben Goldstücke empfangen sollte, reichte dem andern vier derselben dar. „Das sei ferne von mir", sagte er, „dafs ich um ein Goldstück mehr oder weniger meinem Bruder betrüben sollte; du hattest doch wohl Recht, als du sagtest: Der Fremde hat nicht unsere Brote bezahlen, sondern uns erfreuen wollen, wie wir ihn erfreut hatten."

Sie zogen ihres Weges und teilten auch ferner Brot und Geld, Freud und Leid.

52. Der Sack voll Erde.

Ein reicher Mann hatte seine Nachbarin, eine arme Witwe, um ihren einzigen Acker gebracht, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er eines Tages auf dem Acker umherging, kam die Witwe mit einem leeren Sacke und sprach mit verweinten Augen zu ihm: „Ich bitte Euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbteile nur so viel Erde nehmen, als dieser Sack faßt!“ Der Reiche erwiederte: „Diese thörichte Bitte kann ich Euch wohl gewähren.“

Die Frau füllte den Sack mit Erde und sprach: „Ich habe aber noch eine Bitte. Seid so gut, mir den Sack auf die Schulter zu heben!“

Der Reiche bezeigte dazu keine Lust; allein die Witwe ließ mit Bitten nicht nach, bis er ihr endlich willfahrte. Als er aber den Sack aufheben wollte, rief er: „Es ist unmöglich; er ist mir zu schwer!“

Jetzt sprach die Witwe: „Schon dieser Sack voll Erde ist Euch zu schwer; wie wird erst der ganze Acker, den tausend solche Säcke nicht fassen können, Euch in der Ewigkeit drücken!“

Der Mann erschrak über diese Rede und gab der Frau den Acker zurück.

Scheu Unrecht Gut als eine Bürde,
Die ewig dich beschweren würde!

53. Der alte Landmann an seinen Sohn.

1. Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du wie auf grünen Au'n,
Durchs Erdenleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod ins Auge sehn.

2. Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu'.
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh.

3. Der schöne Frühling lacht ihm nicht;
Ihm lacht kein Ährenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu.
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh.

4. Sohn, übe Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

54. Die drei Hausräte.

Hinz. Sagt mir, wie Ihr es anfangt, Nachbar Kunz, daß Euer Hauswesen so wohl bestellt ist! Man sieht doch etwas Besonderes weder an Euch, noch an dem, was bei Euch vorgeht. Wir andern arbeiten auch und lassen es uns sauer werden, und doch kommen wir nicht vom Flecke.

Kunz. Ich wüßte nicht, woran das liegen sollte; aber das kann ich Euch wohl sagen, daß ich meinen drei Hausräten vieles zu danken habe. Fragt die, sie können Euch manchen guten Rat geben.

Hinz. Eure drei Hausräte? Wer sind denn die?

Kunz. Nun — der Haushahn, die Hauskatze und der Haushund.

Hinz. Geht mir! Ihr spaßt!

Kunz. Nein, nein, Nachbar Hinz, ich spaße nicht. Seht, in aller Frühe, wenn der Tag anbricht, kommt der Haushahn und ruft: „Aufgestanden!" Darauf kommt die Hauskatze; sie setzt sich unter den Ofen, putzt sich und sagt: „Aufgeputzt!" Und endlich kommt der Haushund; der merkt jedermanns Ein- und Ausgang, kennt Freund und Feind, und ruft: „Aufgepaßt!"

Hinz. Aha! Ich verstehe, was Ihr damit sagen wollt. Ihr meint, daß drei Dinge notwendig seien, um ein Haus-

wesen empor zu bringen und in gutem Stande zu halten: Fleiß, Reinlichkeit, Achtsamkeit.

Kunz. Wenn Ihr es so nehmen wollt, Nachbar Hinz, so ist es mir auch recht. Aber meine Hausräte lobe ich dennoch, weil sie mich alle Tage an das mahnen, was zu thun ist.

55. Der Hufnagel.

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldkatze mit Gold und Silber gespickt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Hause sein. Also packte er den Mantelsack mit dem Gelde auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt; als er weiter wollte, führte ihm der Hausknecht das Roſs vor, sprach aber: „Herr, am linken Hinterfuſse fehlt im Hufeisen ein Nagel.“ — „Laſs ihn fehlen!“ erwiderte der Kaufmann; „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl festhalten. Ich habe Eile.“ Nachmittags, als er wieder abgestiegen war und dem Rosse Brot geben lieſs, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr, Eurem Pferd fehlt am linken Hinterfuſse ein Hufeisen. Soll ich's zum Schmiede führen?“ — „Laſs es fehlen!“ erwiderte der Herr. „Die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile.“ Er ritt fort; aber nicht lange, so fing das Pferd an zu hinken. Es hinkte aber nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann muſste das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschnallen und auf die Schulter nehmen und zu Fuſs nach Hause gehen, wo er erst spät in der Nacht anlangte. „An allem Unglücke,“ sprach er zu sich selbst, „ist der verwünschte Nagel schuld.“ — Eile mit Weile!

56. Bessere aus, weil es Zeit ist!

„Hört,“ sagte Christoph zu seinem Herrn, „auf unserm Dache fehlt ein Ziegel; laßt ihn nachstecken!“ — Aber der leichtsinnige Mann sagte: „Ach was! ein Ziegel mehr oder weniger, das schadet nichts!“

Mit der Zeit aber kam der Wind, kroch durch das Loch im Dache und hob noch andere Ziegel aus. Dann kamen Regen und Schnee zum Dache hinein und legten sich auf den Boden,

daß die Balken faulten. Endlich mußte der Zimmermann kommen; denn das Haus war baufällig geworden.

„Es ist schlimm;" sagte dieser; „unter hundert Gulden kann ich die Reparatur nicht vornehmen. Vor ein paar Jahren freilich, als nur ein Ziegel fehlte, wäre die Sache mit sechs Kreuzern abgemacht gewesen."

57. Er mufs den weifsen Spatzen sehen.

Es war ein Bauer, bei dem ging's von Jahr zu Jahr mehr den Krebsgang. Sein Vieh fiel Stück für Stück; seine Äcker trugen nicht die Hälfte von dem, was sie tragen konnten, und die Ellenbogen fingen bereits an, ihm durch das Wams zu sehen, während der Steuerpfänder und Pfandverkäufer fast jede Woche zum Fenster hineinsah und höflich grüfsend sprach: „Es thut mir leid, Herr Rückwärts, Euch belästigen zu müssen; aber ich mufs meine Schuldigkeit thun." Ihre Schuldigkeit mit Bitten, Raten und Helfen hatten bereits auch die Hausfreunde gethan; zuletzt aber war einer nach dem andern mit der Erklärung daheim geblieben: „Dem Rückwärts ist nicht mehr zu helfen." Nur einer hatte das Herz auf dem rechten Flecke. Als der einmal mit Rückwärts hinter dem Glase safs, brachte er wie durch Zufall die Rede auf die Spatzen, erzählte von ihnen dies und das, wie erstaunlich sie sich mehrten, wie schlau und gefräfsig sie wären u. s. w., und der Rückwärts nickte dazu und meinte, seine Weizenäcker trügen seit lange nicht mehr so gut wie früher; ohne Zweifel wäre der Spatzenfrafs daran Schuld. Der Hausfreund liefs das dahingestellt und fuhr fort: „Aber Nachbar, habt Ihr denn schon einen weifsen Spatzen gesehen?"

„Nein," gab der Rückwärts zur Antwort; die hier herumfliegen, sind alle grau."

„Glaub's wohl," sagte darauf der Nachbar; „mit dem weifsen Spatzen hat es seine eigene Bewandtnis. Alle Jahre kommt nur einer zur Welt, und weil er gar absonderlich ist, so beifsen ihn die andern, und er mufs sein Futter suchen am frühen Morgen und dann wieder zu Neste gehn."

„Das wäre!" sagte der Rückwärts; „den mufs ich sehen, und gelingt's, so fang' ich ihn."

Am nächsten Morgen war der Bauer frühe auf den Beinen und ging um seinen Hof herum, auch ein Stücklein ins Feld hinaus, ob der weifse Spatz nicht bald vom Neste käme. Aber der wollte nicht kommen, und das verdrofs den Bauern, aber noch mehr, dafs auch sein Gesinde nicht aus dem Neste wollte, obgleich die Sonne schon hoch stand.

Dazu schrie das Vieh in den Ställen vor Hunger, und es war niemand da, der ihm Futter gab.

Da sieht er seinen Knecht aus dem Hofe kommen, der einen Sack auf der Schulter trägt und schnell zum Hofthor hinaus will. Dem eilt er nach und nimmt ihm die Last ab; denn sie sollte nicht in die Mühle, sondern ins Wirtshaus, wo der Knecht stark auf der Kreide stand.

Auf den weifsen Spatzen wartend, schaut der Bauer in den Kuhstall, wo eben die Milchmagd einer Nachbarin durchs Fenster die Milch zum Morgenkaffee reicht, die nicht mit des Herrn Mafs gemessen war. „Eine saubere Wirtschaft das!“ denkt der Bauer, weckt scheltend sein Weib und erklärt, das lange Schlafen müsse ein Ende haben, oder er wolle nicht Rückwärts heifsen. Und bei sich selber denkt er: Stehe ich früh auf wie heute, so mufs auch das Gesinde aus den Betten; dabei sehe ich am Ende den weifsen Spatzen, und will's das Glück, so fange ich ihn auch.

Nachdem aber der Bauer das etliche Wochen so getrieben hatte, da sah er nicht mehr nach dem weifsen Spatzen; aus dem Rückwärts aber ward bald ein Vorwärts. Und als der Nachbar wiederkam und ihn fragte: „Wie steht's Gevatter, habt ihr den weifsen Spatzen gesehen?“ da lächelte der Bauer, drückte dem Freunde die Hand und sagte: „Gott lohn's Euch!“

58. Das wohlbestellte Haus.

Nimm die Geduld zu dir ins Haus;
Sie hilft dir stets am besten aus!
Doch hüt dich, wenn sie herrschen will;
Sonst steht die ganze Wirtschaft still.
Als Hausarzt nimm den Fleifs dir an,
Der Krankheit ferne halten kann!
Auch wähl dir gute Dienerschaft!
Die Knechte heifsen: Selbstgeschafft
Und Spät-zu-Bett und Auf-bei-Zeit,
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit!
Durst, Hunger heifsen Schenk und Koch!
Halt auch zwei Edelknaben noch,
Genannt Gebet und gut Gewissen,
Die, bis du schläfst, dich wiegen müssen!

59. Eine Mahnung.

Mein Kind, du bist schon lang der Mutter aus der Wiegen; nun hilf dir selbst! Wie du dich bettest, wirst du liegen. Die Flügel wuchsen dir; gebrauche sie zum Fliegen! Der kommt nicht auf den Berg, der nicht hinaufgestiegen. Greif an die Schwierigkeit, so wirst du sie besiegen!

60. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

„Frisch gewagt ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: Frisch gewagt ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt; wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Überlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit, und hintennach, wenn man sein mutiges A gesagt hat, ein besonnenes B und ein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, so ist ein frischer Mut zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und du willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken — guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren.“

61. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.

„Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht angefangen haben. Mit Rom ist es aber eigentlich so zugegangen: Es haben viele fleifsige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen gearbeitet und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturme stand. So ist Rom entstanden. **Was du zu thun hast, mach's auch so!**

62. Die beiden Pflugscharen.

(Fabel.)

Zwei Pflugscharen kamen mit einander neu vom Schmiede und waren von völlig gleichem Aussehen. Die eine wurde hingeworfen und lag jahrelang müfsig, so dafs sie vom Rost verunstaltet wurde. Die andere aber kam alsbald an den Pflug und mufste das Land pflügen, wodurch sie schön blank wurde. Als die beiden einmal zusammenkamen, sahen sie einander voll Verwunderung an. Die so lange müfsig gelegen hatte, sprach zu ihrer fleifsigen Schwester: „Sage mir doch, wodurch bist du so schön geworden uud ich so häfslich? Ich habe doch lauter gute Tage gehabt und lag still und warm

hier in diesem Winkel.“ — „Das ist es eben,“ erwiederte die andere; „die träge Ruhe hat dich verunstaltet; ich aber bin durch meinen Fleiſs blank geworden.“

63. Liebet die Arbeit!

Wer lange und glücklich leben will, muß wacker arbeiten. Arbeit würzt das Mahl, versüßt den Schlaf, belohnt mit Gesundheit, schützt vor langer Weile, bewahrt vor Thorheit und gibt frohen Mut. Dem Müßiggänger sind die Tage immer zu lang, dem Fleißigen zu kurz. Arbeit erhöht und vermehrt die irdischen Freuden; sie macht stark im Ertragen der Leiden. Redliche Arbeit verschafft Brot und Ehre und erwirbt uns Achtung, Liebe und Zutrauen bei den Menschen und das Wohlgefallen Gottes.

64. Die Nuſsschale.

Das kleine Lieschen fand in dem Garten eine Nuſs, die noch mit der grünen Schale umgeben war. Lieschen hielt die Frucht für einen Apfel und wollte dieselbe essen. Kaum hatte sie aber hineingebissen, so rief sie: „Pfui, wie bitter!“ und warf die Nuſs weg.

Konrad, ihr Bruder, der klüger war, hob die Nuſs sogleich auf, schälte sie mit den Zähnen ab und sagte: „Ich achte dieser bitteren Schale nicht; weiſs ich doch, daſs ein süſser Kern darin verborgen ist, der mir wohlschmecken wird.“

Acht keiner Mühe Bitterkeit,
Die dich mit süſsem Lohn erfreut!

65. Der kluge Star.

Ein durstiger Star wollte aus einer Wasserflasche trinken; aber er konnte mit seinem kurzen Schnabel das Wasser in derselben nicht erreichen. Er pickte an das Glas; aber er vermochte nicht, es zu zerbrechen. Hierauf stemmte er sich gegen die Flasche, sie umzuwerfen; aber dazu war er zu schwach. Endlich kam er auf den glücklichen Einfall, Steinchen zusammen zu lesen und sie in die Flasche zu werfen. Dadurch stieg das Wasser zuletzt so hoch, daß er es erreichen und seinen Durst löschen konnte.

66. Sparsamkeit.

a.

Die Sparsamkeit besteht darin, daß man überflüssige Ausgaben vermeidet, um den notwendigen Aufwand bestreiten zu können. An diese Tugend kann man sich nicht früh genug gewöhnen. Wie reich du auch sein magst, wie groß auch deine Einnahmen sein mögen, so wird es dir, wenn du die Ausgaben nicht damit in das richtige Verhältnis setzest, über lang oder kurz am Nötigsten fehlen. — Sparsamkeit ist nicht Geiz, sondern verträgt sich recht gut mit einer wohlangebrachten Freigebigkeit.

b.

Spare was, so hast du was.

Wer glaubt's? Und doch ist's wahr: Sparnichts und Habnichts wohnen unter einem Dache. Wie manchem wäre wohl zu raten, wenn er das Seine wohl zu rate halten könnte! Höre! Christus liefs nach der Speisung der 5000 Mann aufheben zwölf Körbe voll. Wirf nicht weg, was übrig bleibt, und wär's nur ein Bröcklein! Kannst du doch mit all deiner Macht nicht ein Brosamlein zuwege bringen. Verschwendet man die Gaben Gottes, so verschwinden sie. Im Aufheben mehren sich die Brocken. Zerstreuen macht arm; sammeln macht reich. In jedem Bröcklein ist ein Segen Gottes, wenn man's in acht nimmt. Wir sollen zwar für den morgenden Tag nicht sorgen. Kommt Zeit, kommt Rat; gibt Gott das Leben, gibt er auch wohl Brot; ohne Zugabe läfst er uns nimmer von sich. Doch soll man nicht denken: Heute mufs alles aufgezehrt sein. Nicht, nicht! Morgen will man auch essen. Gott hat kein so kleines Mafs, dafs er auf jeden Tag nur so viel zumesse, als wir eben verzehren können. Er ist ein reicher Gott und gibt uns allerlei reichlich zu geniefsen. Er hat seine milde Hand nicht an einen Tag gebunden, sondern gibt oft an einem Tage einen Vorrat auf viele Jahre. Spare was, so hast du was! Aber höre noch eins! Kargheit ist keine Sparsamkeit. Denke nicht, ich will den Armen hungrig weggehen lassen und mein Übriges für mich und meine Kinder ersparen! Die Armen sind Gottes Schatzkästlein und können dir das Deine am besten verwahren. Was du an die Freunde Gottes wendest, ist nicht

verloren. Sie sind der rechte Brotkorb, in welchem dein Vorrat nicht allein verwahrt, sondern auch vermehrt wird. Segne sie, so segnest du dich selbst!

67. Sparsamkeit ist nicht Geiz.

Zwei Männer aus einem Dorfe, das kurz nach der Ernte mit den eben eingeheimsten Feldfrüchten durch eine Feuersbrunst gänzlich eingeäschert worden war, gingen in der benachbarten Gegend umher, um für die unglückliche Gemeinde eine Beisteuer zu sammeln. An einem Morgen kamen sie auf einen großen Bauernhof. Sie fanden den Eigentümer desselben vor einem Stalle und hörten, wie er einem Knechte ernstlich verwies, daß er die Pflugleine über Nacht im Regen gelassen und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh!“ sagte einer zum andern; „der Mann ist geizig; hier wird es nicht viel geben.“ Dessenungeachtet trugen sie ihm ihr Anliegen vor. Er führte sie ins Haus, ließ ihnen ein Frühstück vorsetzen, gab ihnen ein ansehnliches Geschenk an Geld und versprach außerdem, der Gemeinde mehrere Scheffel Saatkorn zu schicken. Sie verwunderten sich über seine Wohlthätigkeit und gestanden ihm offenherzig, daß sie ihn für geizig gehalten, weil er wegen einer Kleinigkeit dem Knechte einen so scharfen Verweis gegeben hätte.

„Liebe Freunde,“ war seine Antwort, „eben dadurch, daß ich sparsam bin und das Meinige sorgfältig zu rate halte, wird es mir möglich, den Notleidenden beizustehen.“

68. „Wo nichts ist, kommt nichts hin,“ und „Was nicht ist, das kann noch werden.“

Das sind zwei wahre Sprichwörter, wenn sie auch einander zu widersprechen scheinen.

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine weder Lust noch Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin!“ Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder „Wo nichts ist“, weil er es nie der Mühe wert hielt, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, kann noch werden!“ Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zu rat und vermehrte es nach und nach durch

eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es schwer und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann noch werden" gab ihm immer wieder Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders „Wo nichts ist", der nichts zu beißen und zu nagen hat.

69. Gute Anwendung der Zeit.

Nichts vergeht geschwinder als die Zeit, und doch ist für den Menschen nichts wichtiger als sie. Jeder Augenblick, der nicht wohl angewandt wird, ist verloren. Nur von der gewissenhaften Anwendung der Zeit, nicht aber von der Länge unseres Lebens hängt unser Glück ab. Thätig und nützlich sein, Gutes denken und Gutes thun, heißt wahrhaft leben. So viel als nur möglich Gutes wirken, heißt lange leben. Darum suche immer weiser und besser zu werden, recht viel Gutes zu schaffen und auf jede mögliche Weise deinen Mitmenschen zu nützen! Mit jedem Augenblick kommst du dem Grabe näher; aber nur dann kann man ruhig sterben, wenn man gut gelebt hat.

70. Gute und schlechte Ordnung im Dorfe.

Wie schön und lieblich ist das Leben des Landmannes, wenn er auf Ordnung, Reinlichkeit und gute Wirtschaft hält! Da umgeben freundliche Gemüsegärten, mit Blumen geschmückt, die Wohnung; da ist das gespaltete Holz schon im Sommer für den künftigen Winter unter dem Schuppen sauber geordnet; da befinden sich Geschirr und Geräte jedes am sichern, trocknen Orte; da sind die Düngerhaufen in festen, geraden Seitenwänden aufgeführt. Rein und hell glänzen die Fenster; gefegt sind Thüren und Läden. Leicht zieht das stattliche Vieh den belasteten Wagen auf trockenen, geebneten Wegen; nur hie und da führt ein schmaler, gerader Pfad durch Gärten, Wiesen und Felder. Im Hofe spielen, einfach und reinlich gekleidet, gesunde, heitere Kinder; im Schatten des Baumes ruht auf der Bank ein friedlicher Greis und sieht ihnen lächelnd zu. Frohsinn spricht aus den Augen und Mienen rüstiger Arbeiter, die freundlich den Wanderer begrüfsen. Am Sonntag wallt jung und alt im ländlichen Schmucke zur Kirche; abends tummeln sich Knaben und

Mädchen auf dem Dorfplatze; zu rechter Zeit kommen die Männer nach Hause, die beim Schoppen sich trafen, um zu hören, was in der Welt vorgeht, und in ernster Rede ihre Meinungen auszutauschen.

Wo aber die Düngerhaufen unordentlich am Wege stehen; wo die Gülle durch die Strafsen und Gassen abfliefst; wo das Holz ungeordnet herumliegt; wo Geräte und Werkzeuge dem Regen und der Nässe ausgesetzt, wo die Fahrwege uneben, holperig oder mit Kot gefüllt sind, so dafs die armen Zugtiere samt dem Wagen darin stecken bleiben; wo die Wiesen und Äcker kreuz und quer zertreten werden; wo lückenhafte Zäune, schmucklose, unordentliche Gemüsegärten sich finden; wo schlechtgekleidete, schmutzige Kinder aufsichtslos sich umhertreiben; wo Thüren und Läden lotterig hängen und dichter Schmutz die Fenster verdunkelt: da ist üble Wirtschaft, Roheit, Armut.

Jeder aufmerksame Fremde erkennt schon aus der Umgebung eines Bauernhofes oder eines Dorfes, wie es mit den Bewohnern derselben steht.

71. Meister Hämmerlein.

Vor etlichen und dreißig Jahren starb in einem Dorfe der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein. „Meister Hämmerlein? Ei warum denn Meister Hämmerlein?“ Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er wegen seines Hämmerleins Gemeindeschmied des Dorfes geworden war. „Wie wäre das zugegangen?“ Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. — Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthüre und erhielt dafür den Dienst. „Und bloß für ein bißchen Hämmern?“ Bloß für ein bißchen Hämmern! An einer Gartenthüre nahe am Dorfe hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs nahm er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch

das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden; aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam. Ein paar Stunden darauf ging der Schulze in die Dorfschenke, wo er den jungen Menschen antraf. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. „Ei willkommen!“ rief der Schulze. „Treffen wir uns hier, guter Freund?“ Der junge Mensch stutzte, sah ihm steif ins Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist Er nicht der junge Wanderer,“ fragte der Schulze, „der diesen Abend da außen am Wege das Brett einer Gartenthüre festgemacht hat?“ „Ja, der bin ich.“ — „Nun gut, so kommt, Nachbar Hans,“ sagte der Schulze zu dem Eigentümer des Gartens, der auch zugegen war; „kommt und bedankt Euch bei dem wackern Fremdlinge. Er hat im Vorbeigehen Eure zerbrochene Gartenthüre wieder zurecht gemacht.“ — Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich nebst dem Schulzen traulich zu dem Fremdling, und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Erlebnisse des jungen Mannes, und in allen erwachte der einmütige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben, und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlage gab, so war nur eine Stimme: „Dieser und kein anderer soll Gemeindeschmied werden!“ Man schloß einen Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermutet Schmiedemeister eines großen Dorfes, das er wenige Stunden zuvor nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nun noch einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ohne Dank davon!“

Zu der Besoldung des Schmiedes gehörte unter anderm ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Gemüsepflanzen bestellte. Als er den Acker zum ersten Mal in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen. — „Warum füllt Ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?“ fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche ihm den Acker zeigten. — „Je,“ sagten diese, „man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen.“ — Was that aber Meister Hämmerlein? Er las auf seinem Acker Steine zusammen und füllte auf dem Heimwege die Löcher aus Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für andere den Weg besserte; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein paar Steine auf dem Hin- und Herweg in die Löcher zu werfen, und in etlichen Jahren waren

sie ausgefüllt. — „Seht Ihr's?“ sagte er nun. „Hätte jeder von Euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden.“

72. Was ruft uns das Bienchen zu?

Wenn das Bienchen reden könnte, so würde es uns zurufen: Seid fleißig! Denn Fleiß bringt Ehr' und Brot Müßigkeit Schand' und Not. Arbeit macht das Leben angenehm.

Das Bienchen würde uns ferner zurufen: Zanket nicht! Wo kein Friede ist, da ist auch keine Freude. Wo der Friede fehlt, da fehlt auch der Segen; denn Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Das Bienchen würde uns endlich zurufen: Seid gehorsam und dankbar! Wir sollen Eltern und Vorgesetzten nicht widerstreben. Ihre Sorge für unser Glück sollen wir zu würdigen wissen und nicht mit Undank vergelten; denn Dankbarkeit gefällt; Undank haßt die ganze Welt.

73. Die reinliche Wirtin.

Ein Küfer aus der Stadt besserte einem Wirte auf dem Lande einige Fässer aus. Nach vollbrachter Arbeit kam er in die Stube, und die Wirtin brachte ihm einen Schoppen Wein.

„Wie geht's, Frau Sonnenwirtin?“ fragte der Küfer. „Nicht zum besten,“ sagte die Wirtin. „Die Herrschaften aus der Stadt kehren fast alle bei meinem Nachbar, dem Sternwirte, ein; meinen Wein aber, der viel besser ist, als der des Nachbarn, verschmähen sie. Ich kann nicht begreifen, woher das kommt.“

Der Küfer sprach: „Ich könnte es der Frau Wirtin wohl sagen, wenn sie es nicht übel nehmen wollte.“ „Ganz und gar nicht,“ sagte die Wirtin.

„Nun denn,“ sprach der Küfer, „so muß ich schon heraus mit der Sprache. Die Weine des Sternwirts lassen allerdings zu wünschen übrig; allein seine Gläser funkeln wie Krystall. Die Frau Sonnenwirtin hat bessere Weine; aber ihre Gläser sind unrein und von Fliegen beschmutzt. Mag aber der Wein noch so gut sein, so mundet er doch nicht aus einem schmutzigen Glase. Sorge also die Frau Wirtin dafür, daß die Gläser so rein sind, als ihr Wein gut ist, und daß die Gäste immer blank geputzte

Fenster, Tische und Stubenböden bei ihr finden; dann wird es ihr an Einkehr nicht fehlen."

Die Wirtin nahm diese Worte zu Herzen. Sogleich ging es an ein Scheuern und Putzen; nicht der geringste Schmutz wurde mehr geduldet. Es dauerte nicht lange, so kehrten viele Gäste dem Sternwirte den Rücken; der Sonnenwirt dagegen konnte manchmal die seinigen kaum unterbringen.

Dein Haus sei immer hell und rein;
Noch mehr soll es die Seele sein!

74. Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein;
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Mutes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Teil,
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blühn;
Ich seh' die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm
Und wünsche jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

O reicher Gott! du liefsest doch
Nicht ganz mich freudenleer;
Ein süfser Trost für alle Welt
Ergiefst sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchten Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal;
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

75. Die Suppe.

„Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig geschmalzen; ich kann sie nicht essen," sagte die kleine Gertrud und legte den Löffel weg.

„Gut!" sagte die Mutter; „ich werde dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen."

Die Mutter ging hierauf in den Gemüsegarten, grub Kartoffeln aus, und Gertrud mufste, bis die Sonne unterging, dieselben auflesen und in Säcke sammeln.

Bald nachdem sie nach Hause gekommen waren, brachte die Mutter die Abendsuppe. Gertrud kostete sie und sagte: „Das

ist freilich eine andere Suppe; die schmeckt besser.“ Sie aſs das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist dieselbe Suppe, die du heute mittags stehen lieſsest. Jetzt schmeckt sie dir besser, weil du den Nachmittag hindurch fleiſsig gearbeitet hast.“

76. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf den seltsamsten Umwegen kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen nach Amsterdam keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dies wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?“ — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!“ und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein, kam er endlich an den Meeresbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon*). Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genau zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war

*) Das griechische Ypsilon hat diese Gestalt: *υ*; davon der Name.

und eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäßer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer darunter. Als er lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan!" war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder; wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor das Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch auch nur einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten zur Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hute in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn er den Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan," rief er aus, „was hast du nun von all deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse,

und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

77. Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt, woher es komme, daß er trotz aller Drangsale des Lebens einen so großen Gleichmut bewahren könne. Er antwortete: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geschäfte und unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge: erstens heb' ich sie gegen Himmel und erinnere mich, daß mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sei; zweitens senk' ich sie zur Erde und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab darin zu finden; drittens schau' ich um mich und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer ergeht als mir. Auf diese Art tröste ich mich in allem Leide und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott."

78. Zufriedenheit.

1. Was frag' ich viel nach Geld und Gut
Wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn
Und sing' aus dankbarem Gemüt
Mein Morgen- u. mein Abendlied.

2. So mancher schwimmt im Überfluß,
Hat Haus und Hof und Geld
Und ist doch immer voll Verdruß
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

3. Da heißt die Welt ein Jammerthal
Und däucht mir doch so schön,
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein
Darf sich ja auch des Maien freun.

4. Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Daß alles widerhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh!

5. Und wenn die goldne Sonn' aufgeht
Und golden wird die Welt;
Wenn alles in der Blüte steht
Und Ähren trägt das Feld:
Dann denk' ich: „Alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht."

6. Dann preis' ich Gott und lob' ich Gott
Und schweb' in hohem Mut
Und denk': „Es ist ein lieber Gott,
Der meint's mit Menschen gut!"
Drum will ich immer dankbar sein
Und mich der Güte Gottes freun.

79. Der Zufriedene ist glücklich.

a) Zufrieden nennen wir denjenigen, der das, was er besitzt, zu seinem Glück und Wohlergehen für ausreichend hält, selbst wenn es nur wenig sein sollte. Der Zufriedene entbehrt gern, was er nicht haben kann, und begnügt sich damit, seine Bedürfnisse und Wünsche allezeit seiner Lage und seinen Verhältnissen anzupassen.

b) Die Zufriedenheit hängt nicht ab von Geld und Gut, Reichtum und Überfluß, Ehre und Ruhm. Gerade unter den mit irdischen Gütern reich Gesegneten finden sich oft viele Unzufriedene. Neid und Mißgunst über das Glück anderer, das unausgesetzte Streben nach immer größerem Besitz, Habsucht und Geiz: das sind Übel, welche der Reichtum sehr häufig in seinem Gefolge hat, und welche den Reichen viel inneren Verdruß, aber keine fröhliche Zufriedenheit bereiten. Auch derjenige, welcher im Leben eine hohe Stellung einnimmt und mit Ehren überhäuft ist, kommt oft nicht zum Frieden und zur Zufriedenheit; denn sein Streben nach höherer Stellung, nach größeren Ehren erfüllt seine Seele mit Unruhe und Unzufriedenheit.

c) Wohl aber hängt die Zufriedenheit von unserer Bescheidenheit und Genügsamkeit ab und von der vernünftigen Würdigung dessen, was wir besitzen. Wer mit seinen Wünschen nicht über seinen Stand und seine Verhältnisse hinausgeht, wer sich nicht für unglücklich hält, wenn er manches entbehren muß, was andere besitzen, der wird immer mehr empfangen, als er gehofft hat. Wer ferner das Seinige mit vorurteilsfreien Augen betrachtet, der wird einsehen, daß er gar manches hohe Gut besitzt, das andere schmerzlich entbehren. Gesundheit, Kraft des Körpers und Geistes, ein stilles friedliches Leben im Kreise einer glücklichen Familie, das sind Güter, die wir oft nicht genug würdigen, die uns aber mit Zufriedenheit erfüllen, wenn wir sie gehörig schätzen. Diese setzt festes Gottvertrauen und ein gutes Gewissen voraus.

d) Der Zufriedene hat einen fröhlichen Mut. In dem Bewußtsein, daß Gott es mit allen Menschen gut meint, gewinnt er Kraft, in trüben Stunden nicht zu verzagen, Entbehrungen zu verschmerzen und mit hoffender Seele der Zukunft entgegenzusehen. Sein Gottvertrauen läßt ihn nicht mürrisch und verzagt werden; er bleibt selbst in der Trübsal zufrieden.

e) Der Zufriedene hat endlich auch ein von Dank gegen Gott erfülltes Herz. Er bleibt immer eingedenk, daß alles, was er besitzt, empfängt, genießt, von dem Brunnquell aller Gaben kommt, „ohn' den nichts ist, was ist, von dem wir alles haben." Er hört darum nimmer auf, Gott zu preisen und zu loben und ihm auch für die kleinste Gabe zu danken.

f) Wie sichern wir uns das Glück der Zufriedenheit? Wenn wir uns daran gewöhnen, Dinge nicht zu hoch zu schätzen, welche wir entbehren müssen; wenn wir uns in der Enthaltsamkeit üben und auf Freuden und Genüsse verzichten, die wir uns mit gutem Gewissen nicht verschaffen können; wenn wir uns öfters mit denjenigen Menschen vergleichen, welche weniger als wir besitzen; wenn wir immer mehr die Einsicht in uns befestigen, daß wir vor allen Dingen für den Frieden unserer Seele sorgen und nach dem Reiche Gottes trachten müssen, ehe wir äußerlich glücklich sein können.

80. Ich mag nicht lügen.

Ein Knabe hatte ein kleines Beil als Spielzeug erhalten. Daran hatte er grofse Freude und hieb damit, wie es eben traf; und es traf manchmal hin, wo es nicht gut war. Wie der Kleine mit dem Beile auf der Schulter auch in den Garten kam, sagte er: „Nun will ich ein tüchtiger Holzhauer sein!" Und er hieb seines Vaters schönstes Kirschbäumchen ab.

Am andern Tage kam der Vater in den Garten, und als er das schöne Bäumchen am Boden liegen sah, ward er betrübt und zornig. „Wer mir das gethan hat," rief er, „der soll mir's schwer büfsen!" — Aber wer es gethan hatte, das wufste kein Mensch, aufser einem, der stand gerade hinter der Hecke, hörte, wie der Vater so zürnte und wurde feuerrot. „Es ist schlimm," dachte er; aber wenn ich's verschwiege, so wär's eine Lüge, und lügen mag ich nicht!" So trat er denn schnell in den Garten zum Vater und sagte: „Vater ich habe das Bäumchen umgehauen. Es war nicht recht von mir!" Da sah der Vater den Knaben an und machte wohl noch ein ernsthaftes Gesicht; aber er zürnte nicht mehr.

Der kleine Knabe lebte in Amerika und wurde nachher ein braver Mensch und dazu ein gewaltiger General, hat auch in seinem Leben nicht gelogen. Er hiefs Georg Washington*).

*) Sprich: Wäschingtn.

81. Deutscher Rat.

1. Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.
2. Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann, —
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.
3. Sprich ja und nein, und dreh und deutle nicht!
Was du berichtest, sage kurz und schlicht!
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht!
Dein Wort sei heilig; drum verschwend es nicht!
4. Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach;
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
Und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"
5. Dann wach und kämpf! Es ist ein Feind bereit;
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind, Deutsche kämpfen tapfer allezeit;
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

82. Wahrhaftigkeit.

Das ist eine der wichtigsten und nützlichsten Tugenden, die sich ein Mensch zu eigen machen soll. Es wird dazu nicht erfordert, daß man alles gerade heraus sage, was man weiß oder denkt. Dadurch würde man oft gegen Klugheit und Liebe verstoßen. Allein nie sollte ein wohlgezogener Mensch etwas sagen, was er nicht durchaus für wahr hält. Alle Übertreibungen, Entstellungen, Zusätze rauben demjenigen, der sich dieselben erlaubt, das Vertrauen bei andern. Wie schön ist es dagegen, wenn ein Mensch wegen seiner erprobten Wahrhaftigkeit Achtung und Glauben anderer Menschen besitzt! Auf ihn beruft man sich in zweifelhaften Fällen; man baut auf seine Worte, traut seinem Zeugnis und hat überall gern mit ihm zu thun.

83. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Mancher, der dieses Sprichwort nicht beherzigt, wird betrogen. Oft ist da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig

Mut. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viele. — Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold.“ Wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden. Ein ruhiges Herz und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr wert als Gold.

84. Drei Paare und Einer.

Du hast zwei Ohren und einen Mund;
Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
Wenig drauf sagen.

Du hast zwei Augen und einen Mund;
Mach dir's zu eigen!
Gar manches sollst du sehen und
Manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und einen Mund;
Lern es ermessen!
Zweie sind da zur Arbeit und
Einer zum Essen.

85. Vom Reden.

I.

Sei schnell zum Hören, aber langsam zum Reden! An die Befolgung dieser Regel werden wir schon dadurch gemahnt, dafs wir zwei Ohren und nur einen Mund haben. Sie gilt besonders der Jugend. Es ist unausstehlich, wenn junge Leute in Gegenwart älterer Personen das grofse Wort führen, wenn sie viel reden, anstatt durch Schweigen und Hören erst vernünftig reden zu lernen.

Rede nur über dasjenige, was du verstehst! Bedenke, was du sagst, und rede nicht unbesonnen in den Tag hinein! Mache nicht viele Worte, damit deine Rede nicht in ein Geschwätz ausarte! Wo Verstand zu Hause ist, da gibt's nicht viele Worte. Viel reden geht nicht ohne Sünde ab.

Sprich nicht von Dingen, die dich nichts angehen, und hüte dich vor unbescheidenen, neugierigen Fragen! Wenn du aber aus guten Gründen Fragen zu stellen hast, so frage mit Anstand und Bescheidenheit, und erwarte ruhig die Antwort.

Falle andern nicht in die Rede! Es ist unanständig und unbescheiden, einen Redenden zu stören oder ihn ohne Not zu unterbrechen.

Hüte dich vor rohen, pöbelhaften Reden, die den Anstand oder gar die gute Sitte verletzen! Bediene dich vielmehr solcher Ausdrücke, die von Bildung zeugen und ein reines Gemüt bekunden! Bedenke, dafs die Rede auch eine That ist, über welche der Mensch einst Rechenschaft zu geben hat!

Sage nichts, wodurch du andere beleidigen oder kränken könntest! Das Wort verwundet leichter, als es heilt. Scharfe Schwerter schneiden sehr, scharfe Zungen noch viel mehr.

Sprich, wie du denkst! Bleibe in all deinen Äufserungen streng bei der Wahrheit, auch wo sie nicht zu deinen Gunsten ist! Erlaube dir niemals eine Lüge, wenn sie dir auch die gröfsten Vorteile versprechen sollte. Sei eingedenk, dafs Gott die Wahrheit, der Teufel aber ein Lügner von Anbeginn und der Vater der Lüge ist! Hast du geirrt, so gestehe deinen Irrtum! Hast du einen Fehler begangen, so suche ihn nicht durch Lügen zu bemänteln! Das aufrichtige Geständnis eines Fehltritts ist immer seine beste Entschuldigung. Die Kinder Gottes wandeln nicht auf krummen Wegen, und ihr Herz ist ohne Falten. Mit der Wahrheit besteht man sein ganzes Leben, mit der Lüge oft kaum eine Stunde. Lügen haben kurze Beine.

Scherze niemals über ernste Sachen! Ehre, Augen und Gewissen leiden keinen Scherz.

II.

Schäme dich, deinen Nächsten zu verleumden; mache seine verborgenen Fehler nicht bekannt; vergröfsere die schon bekannten nicht! Verschweige, leugne, verkleinere seine guten Eigenschaften nicht! Der Verleumder verletzt sein eigenes Gewissen, die Ehre seines Nächsten und das Gewissen desjenigen, der ihn anhört, oder der zum Mitlästern verführt wird.

Hörst du über deinen Nächsten Böses reden, so suche, wenn es sich in Wahrheit thun läfst, die Beschuldigung in Zweifel zu ziehen! Geht das nicht an, so entschuldige die Absicht des Angeklagten! Kann aber auch dies nicht geschehen, so bezeige Mitleid mit ihm! Bedenke und gib auch der Gesellschaft in der du verweilst, zu bedenken, dafs kein Mensch vor dem Falle sicher ist! Suche den Tadler auf eine liebreiche Weise dahin zu bringen, dafs er sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmere! Weifst du etwas Gutes von einer angegriffenen Person, so sage es! Der Verleumder hat den Teufel auf der Zunge, und wer ihn anhört, in den Ohren. Wer zu dir von andern schlecht spricht, spricht auch zu andern schlecht von dir.

Sei verschwiegen! Vertraut dir ein Freund ein Geheimnis an, welches du verschweigen darfst, so verschliefse es in

dein Herz und gib deinem Freunde den Schlüssel! Was niemand wissen soll, das sage niemand!

Ist ein Wort einmal ausgesprochen, so geht es wie eine Münze von Hand zu Hand; ein Falschmünzer macht daraus, was er will, und du kannst es nicht hindern und ändern. Darum sei behutsam in deinen Äufserungen! Wo es jedoch die Pflicht gebietet, da sage ohne Rücksicht auf irgend einen Menschen die Wahrheit, auch wenn für dich oder andere unangenehme Folgen daraus entspringen sollten! Unnötigerweise thue niemand wehe!

Sei behutsam im Versprechen! Versprich nur, was du halten darfst, und nicht mehr, als du halten kannst, und dann halte getreulich Wort; denn Versprechen macht Schuld! Ein Mann, ein Mann; ein Wort, ein Wort. Besser nichts versprochen, als das Wort gebrochen. Was hilft es, dafs man viel gelobe? In Thaten liegt die beste Probe.

86. Spruch.

Bedenke wohl, der äufs're Stand
Ist dir vom Menschen wohlbekannt.
Doch was in seiner Brust sich regt,
Und was er thut, und was er trägt,
Sieht oft kein Menschenangesicht.
Drum schweige still und meist're nicht!

87. Der Wolf und das Lamm.

(Fabel.)

Ein Wolf und ein Lamm kamen von ungefähr an einen Bach, um zu trinken; der Wolf trank oben am Bache, das Lamm unten. Als der Wolf dasselbe erblickte, rief er ihm zu: „Warum trübst du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann?“ Das Lamm antwortete: „Wie kann ich dir das Wasser trüben? Trinkst du doch über mir!“ Der Wolf sprach: „Wie, du fluchst mir noch?“ Das Lamm antwortete: „Ich fluche dir ja nicht!“ Der Wolf aber sprach weiter: „Ja, vor sechs Monaten hast du auch Böses von mir geredet!“ Das Lamm antwortete: „Vor sechs Monaten war ich noch gar nicht geboren!“ „Ei,“ sprach der Wolf, „du weißt ja eine ganze Menge Ausreden; doch dies alles macht dich nicht straflos; du kannst nicht ungefressen bleiben!“ Also würgte er das unschuldige Lämmlein und fraß es.

88. Der Fuchs und die Trauben.

Ein Fuchs kam auf einem Gange nach Beute an einen Weinstock, der voll süßer Trauben hing. Lange schlich er vor demselben auf und ab. Er versuchte, zu den Trauben zu gelangen, aber umsonst; sie hingen zu hoch. Um sich nun von den Vögeln, welche seinen vergeblichen Bemühungen zugesehen hatten, nicht verspotten zu lassen, wandte er sich mit verächtlicher Miene weg und sprach: „Die Trauben sind mir zu sauer; ich mag sie nicht haben."

89. Sprichwort — wahr Wort!

1. Aller Anfang ist schwer.
2. Allzuviel ist ungesund.
3. Abends wird der Faule fleißig.
4. Almosengeben armet nicht.
5. Art läßt nicht von Art.
6. An Gottes Segen ist alles gelegen.
7. An vielem Lachen erkennt man den Narren.
8. Auf einen Hieb fällt kein Baum.
9. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.
10. Bete und arbeite!
11. Besser unrecht leiden, als unrecht thun.
12. Borgen macht Sorgen.
13. Böse Beispiele verderben gute Sitten.
14. Besser ein Fleck, denn ein Loch.
15. Das Werk lobt den Meister.
16. Das schlechteste Rad knarrt am meisten.
17. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.
18. Der Hehler ist so schlimm wie der Stehler.
19. Der Schein trügt.
20. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er zerbricht.
21. Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand.
22. Des Zornes Ausgang ist der Reue Anfang.
23. Den Geschickten hält man wert; den Ungeschickten niemand begehrt.
24. Der Klügste gibt nach.
25. Der Lügner muß ein gutes Gedächtnis haben.
26. Der Mensch denkt und Gott lenkt.
27. Die Katze läßt das Mausen nicht.
28. Durch Schaden wird man klug.
29. Die Karte und die Kanne machen manchen zum armen Manne.
30. Ehrlich währt am längsten.

31. Eile mit Weile!
32. Eine Hand wäscht die andere.
33. Eigner Herd ist Goldes wert.
34. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
35. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich doch an die Sonnen.
36. Ein gutes Wort findet einen guten Ort.
37. Ein guter Rat ist Goldes wert.
38. Eignes Lob stinkt; fremdes Lob klingt.
39. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.
40. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.
41. Es fällt kein Gelehrter vom Himmel.
42. Einem fliehenden Feinde soll man goldene Brücken bauen.
43. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.
44. Ein Wort, ein Mann.
45. Einigkeit, ein festes Band, hält zusammen Leut' und Land.
46. Eintracht bringt Macht.
47. Es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall.
48. Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn.
49. Friede ernährt; Unfriede verzehrt.
50. Frisch gewagt ist halb gewonnen.
51. Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot.
52. Freunde in der Not, Freunde im Tod, Freunde hinterm Rücken, das sind drei starke Brücken.
53. Fischefangen und Vogelstellen verderben manchen jungen Gesellen.
54. Geteilte Freude ist doppelte Freude; geteilter Schmerz ist halber Schmerz.
55. Gleich und gleich gesellt sich gern.
56. Gelegenheit macht Diebe.
57. Geld verloren, nichts verloren; Ehre verloren, viel verloren; Gott verloren, alles verloren.
58. Glück und Glas, wie bald bricht das!
59. Gut Ding will Weile haben.
60. Gestrenge Herren regieren nicht lang.
61. Heute rot, morgen tot.
62. Hochmut kommt vor dem Fall.
63. Hunger ist der beste Koch.
64. Handwerk hat goldnen Boden.
65. Jeder kehre vor seiner Thür!
66. Jung gewohnt, alt gethan.
67. Junge Faulenzer, alte Bettler.
68. Irren ist menschlich.
69. Keine Antwort ist auch eine Antwort.

70. Keine Rose ohne Dornen.
71. Kommt Zeit, kommt Rat.
72. Kirchengehen säumet nicht.
73. Lerne was, so kannst du was!
74. Lehrjahre sind keine Herrenjahre.
75. Lieber Land und Leute verloren, als einen falschen Eid geschworen.
76. Man muß sich nach der Decke strecken.
77. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.
78. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
79. Morgenstunde hat Gold im Munde.
80. Müßiggang ist aller Laster Anfang.
81. Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt drei Kerzen dabei.
82. Mit Geduld und Zeit wirds Maulbeerblatt zum Atlaskleid.
83. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.
84. Narrenhände beschmieren Tisch' und Wände.
85. Nicht ein großes Einkommen macht reich, sondern eine verständige Wirtschaft.
86. Ohne Sonntag kein Werktag.
87. Prahler sind schlechte Zahler.
88. Rein ist besser als fein.
89. Stille Wasser sind tief.
90. Steter Tropfen höhlt den Stein.
91. Spare in der Zeit, so hast du in der Not.
92. Saus und Braus hilft manchem vom Haus.
93. Sammt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus.
94. Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabei, ist Bauerntracht.
95. Trau; schau, wem!
96. Treue Hand geht durchs ganze Land.
97. Undank ist der Welt Lohn.
98. Unrecht Gut gedeiht nicht.
99. Unverhofft kommt oft.
100. Übung macht den Meister.
101. Übermut thut selten gut.
102. Versprechen und Halten ziemt Jungen und Alten.
103. Vorbei an der Kirch' und dem Schulhaus geht der kürzeste Weg ins Zuchthaus.
104. Viele Körner machen einen Haufen.
105. Viele Köche verderben den Brei.
106. Viele Hunde sind des Hasen Tod.
107. Viel Köpfe, viel Sinne.
108. Wie gewonnen, so zerronnen.
109. Wer lügt, der stiehlt.

110. Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.
111. Wie die Arbeit, so der Lohn.
112. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.
113. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.
114. Wer nicht hören will, muß fühlen.
115. Wer den Kern will, muß die Nuß knacken.
116. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.
117. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
118. Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen.
119. Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten.
120. Wohlgeschmack bringt Bettelsack.
121. Wie man's treibt, so geht es.
122. Wie man in den Wald schreit, so hallt's wider.
123. Wie der Herr, so der Knecht.
124. Was ich denk' und thu', trau ich andern zu.
125. Willig Herz macht leichte Füße.
126. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.
127. Was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen.
128. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.
129. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.
130. Wer seine Schulden zahlt, verbessert seine Güter.
131. Wer zu viel Geld hat, der fange Prozesse an!
132. Wer lang fragt, geht lang irr.
133. Wer sich unter die Kleien mischt, den fressen die Schweine.
134. Was lange währt, wird gut.
135. Wer eine Leiter hinaufsteigen will, muß bei der untersten Sprosse anfangen.
136. Wer viel anfängt, endet wenig.
137. Wer ins Feuer bläst, dem fliegen Funken in die Augen.
138. Zinsen essen aus der Schüssel
139. Zwei harte Stein' mahlen selten klein.

90. Die Glieder.

Soll dein Thun Gott wohl gefallen,
So gebeut den Gliedern allen:
Deinem Auge, dafs es spähe
Gutes fern und in der Nähe;
Deinem Ohre, dafs es höre
Weisen Rat und fromme Lehre;
Deiner Zunge, dafs sie bringe
Dank dem Schöpfer aller Dinge;
Deinen Händen, dafs sie spenden,
Das Erworbne nicht verschwenden;
Deinen Füfsen, dafs sie gern
Gehen in das Haus des Herrn!

91. Das gute Alter.

Zur Zeit der Ernte ging ein Bauer, ein Greis mit schneeweißem Haare, begleitet von seinem Enkel, einem blühenden Jüngling, auf das Feld. Da scherzte er mit den Schnittern und sagte: „Ihr seid doch nur Kinder gegen mich; denn ich habe mehr als sechzig Ernten eingebracht.“ Einer der Schnitter reichte ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähete einen Schwaden zu Boden, wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter freuten sich und strichen die Sensen ihm zu Ehren. Sein Enkel aber sprach: „Großvater, woher hast du solch ein glückliches Alter?“ — „Siehe, mein Sohn,“ antwortete der Greis, „ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen; dadurch habe ich mir einen frischen Mut bewahrt. Ich war stets mäßig im Genusse, stets rüstig an der Arbeit; dadurch gewann ich des Leibes Stärke und des Hauses Wohlstand. Ich habe fromm vor Gott und friedlich mit den Menschen gelebt; dadurch habe ich mir ein ruhiges und freudiges Gemüt erhalten. Und so bin ich jung und frisch in meinem Alter. Siehe zu, lieber Sohn, daß du in deiner Jugend schon sorgst für ein glückliches Alter!“

92. Goldene Lehren.

1. Geh ohne Stab nicht durch den Schnee;
Geh ohne Steuer nicht zur See;
Geh ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus deinem Hause fort!

2. Wie du glaubst, so lebst du,
Wie du lebst, so stirbst du;
Wie du stirbst, so fährst du;
Wohin du fährst, da bleibst du.

3. Sei mild bei deines Nächsten Fehle,
Doch strenge deiner eignen Seele!
Verschließ dein Herz dem Weltgetümmel
Und halt es offen für den Himmel!

4. Da du einst das Licht der Welt begrüßt,
Weintest du, es freuten sich die Deinen;
Lebe so, daß, wenn dein Aug' sich schließt,
Du dich freust, die Menschen aber weinen!

93. Eile mit Weile!

Die Zeit verrinnt schnell, und du hast so vieles zu thun. Darum eile! Lege frisch Hand ans Werk, und suche es so bald als möglich zu vollenden! Aber eile mit Weile; d. h.,

nimm dir Zeit zu überlegen, ob das, was du zu thun vorhast, auch vernünftig, ob es recht und gut sei, und sieh wohl zu, daß du das Rechte auch in der rechten Weise verrichtest! Gut Ding will Weile haben. Wenn deine Eile nicht die ruhige Besonnenheit zur Begleiterin hat, so artet sie in Hast aus; du wirst dich übereilen, und bittere Reue ist die unausbleibliche Folge. Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — Eile also, aber mit Weile! Was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem rechten Wege ist!

Freilich gibt's Fälle, wo man nicht lange überlegen soll, weil auf der Hand liegt, was man zu thun hat. Kommt ein Hilfesuchender zu dir und spricht dich um Beistand an, da bedenke dich nicht lange und drehe den Groschen nicht zu oft in deiner Hand um! Oder fällt ein Kind ins Wasser, und du kannst es retten, so überlege erst nicht lange, wie Hilfe zu schaffen sei; sonst geht das Kind über deinem vielen Bedenken zu Grunde.

94. Denkreime.

Mit Gott fang an, mit Gott hör auf!
Das ist der schönste Lebenslauf.

Am Sonntag ruh und bete gern!
Der Sonntag ist der Tag des Herrn.

Halt fest an Gott; sei treu im Glauben;
laß dieses Kleinod dir nicht rauben!

Benütze treu den Augenblick!
Vergangne Zeit kehrt nie zurück.

Die Welt vergeht mit ihrer Lust;
das schreibe dir in deine Brust!

O, schätze nicht zu hoch das Geld!
Es hat nur Wert für diese Welt.

Die fleißige, geschickte Hand
erwirbt sich Brot in jedem Land.

Der Fleiß in deinen Jugendtagen
wird später goldne Früchte tragen.

Erzeig und wünsche jedem Gutes;
dann bist du immer frohen Mutes.

So frech der Mensch auch lügen mag,
es kommt die Lüge an den Tag.

Bedenke, daß, wo du auch bist,
Gott stets in deiner Nähe ist!

Thu recht auf allen deinen Wegen;
Dann mangelt dir nie Gottes Segen.

Die böse Lust mußt du bezwingen;
Sonst wird sie dir Verderben bringen.

Wer andern Kummer macht und Schmerz,
Setzt einen Wurm sich selbst ins Herz.

Zufriedenheit kennt wenig Not;
Sie singt bei Wasserkrug und Brot.

95. Gute Lehren.

1. Es sei dir allzeit rechter Ernst,
Was du auch thust, treibst, sinnest, lernst!
Die Halbheit taugt in keinem Stück;
Sie tritt noch hinters Nichts zurück.

2. Freundlich und ernst, das mische wohl,
Wenn dir's mit Menschen glücken soll!
Der Ernst zuweilen wehe thut;
Die Freundlichkeit macht's wieder gut.

3. Hat jemand dir ein Leids gethan,
Fang nicht gleich Streit und Hader an!
Ein Messer sich am andern wetzt.
Macht Fried' und bleibet unverletzt!

4. Ohn' Ordnung kann kein Haus bestehn.
Ohn' Ordnung müſst' die Welt vergehn.
Hältst Ordnung du, hält Ordnung dich
Mit guten Geistern hinter sich.

5. Sonst hielt man viel auf alten Brauch
Und Vätersitten; thu es auch!
Eh du von einer weichst, schau hin:
Ist auch vielleicht ein Segen drin?

96. Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.

Ja, wer die kennete! denkst du. Freilich, auch ich verstehe sie nicht ganz; aber etwas davon hab' ich doch in Erfahrung gebracht; probier's einmal, ob's trifft! Also: Nimm dir jeden

Tag vor, jedermann zu erfreuen und, so viel du kannst, glücklich zu machen! Geh dann an deine Arbeit und thu vor allem deine Pflicht! Du wirst heiter dabei sein; denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich dir Gelegenheit dazu bietet! Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu sein, womit du den andern erfreust; thu es nur mit gutem Willen und freundlichem Blicke, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst du dich fühlen, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat wie du, und dir unverhofft etwas Angenehmes in dein Haus oder Herz sendet.

Das ist die schönste geheime Verbindung der Menschen, wenn jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem andern zubringt, so viel er vermag, mit guten und schönen Handlungen auszufüllen.

Höher steigt aber die Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, was dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu gute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die ihn über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt, die ihn mit sich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe

97. Menschenleben.

Zehn Jahr — ein Kind;
Zwanzig Jahr — jung gesinnt;
Dreifsig Jahr — rascher Mann;
Vierzig Jahr — wohlgethan;
Fünfzig Jahr — stille stahn;

Sechzig Jahr — geht's Alter an;
Siebzig Jahr — ein Greis;
Achtzig Jahr — schneeweifs;
Neunzig Jahr — gebückt zum
Tod;
Hundert Jahre — Gnade Gott!

98. Rätsel.

Der es macht, der will es nicht; der es trägt, behält es nicht; der es kauft, der braucht es nicht; der es hat, der weiß es nicht.

99. Drei Fabeln.

1.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Unwillig sprang das Schaf hin und her. „Wie

bist du denn nur gegen mich so karg?“ sagte die Schwalbe. „Dem Hirten erlaubst du, daß er dich deiner Wolle über und über entblöße, und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kommt das?“

„Das kommt daher,“ antwortete das Schaf, „daß du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.“

2.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über seinen Eiern brütete. „Und daher kommt es ohne Zweifel,“ sprach er, „daß die Jungen des Adlers so scharfsinnig und stark werden. Gut! das will ich auch thun.“

Und seitdem brütet der Rabe wirklich dreißig ganze Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts als elende Raben ausgebrütet.

3.

Einst sprach der Pfau zu der Henne: „Sieh einmal, wie hochmütig und stolz dein Hahn einhertritt! Und doch sagen die Menschen nicht: „Der stolze Hahn!“ sondern nur immer: „Der stolze Pfau!“

„Das macht,“ sagte die Henne, „weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersieht. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit stolz aber worauf du? — Auf Farben und Federn.“

100. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Hause und läfst seinen Knaben zu Fufs nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, dafs Ihr reitet und lafst Euren Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel und liefs den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, dafs du reitest und lässest deinen Vater zu Fufs gehen; du hast jüngere Beine.“ Da safsen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Tier! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab, und nun gingen sie selbdritt zu Fufs, rechts und links der Vater und der Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei wunderliche Gesellen! Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fufs gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vorderen Beine zusammen und der Sohn die hinteren, und dann zogen sie einen starken Baumpfahl durch, der an der Strafse stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten recht machen will.

101. Kletter-Unterricht.

1. Wenn ihr, was ihr könnt, erklettert,
Will ich's euch nicht wehren;
Nur, daß ihr euch nicht zerschmettert,
Höret meine Lehren!

2. Dieses merkt euch, daß ihr keinen
Ast je fahren lasset,
Ehbevor ihr habet einen
Anderen erfasset!

3. Einem dürren Aste nimmer
Müßt ihr euch vertrauen;
Sicher ist es selbst nicht immer,
Auf die grünen bauen.

4. Besser als am besten Zweige
Haltet euch am Stamme,
Ob auch jener Glätte zeige,
Dieser rauhe Schramme!

5. Denn die Zweige selber müssen
Nur am Stamm sich halten,
Der allein auf eignen Füßen
Steht, sie zu entfalten.

6. Vorsicht ist die beste Schanze;
Nie auf einem Aste
Fußet so, daß drauf die ganze
Wucht des Körpers laste.

7. Stützt euch hier, und dort beschicket
Eine Widerlage,
Daß, wenn etwa hier es knicket,
Es euch dort noch trage.

8. Immer sollt ihr auf die Stärken
Euch hauptsächlich stützen,
Doch daneben, wohl zu merken,
Schwächen auch benützen.

9. Manche Zweiglein sind unstreitig
Für sich selbst nur schwächlich;
Sich verstärkend wechselseitig
Sind sie unzerbrechlich.

10. Klettert nur mit rechtem Ernste;
Machet keine Künste!
So erreichet ihr das Fernste,
Und euch trägt das Dünnste.

11. Doch indem ihr Fuß und Hände
Drängt zur Höhe munter,
Denket auch, wie ihr am Ende
Wieder kommt herunter!

102. Wolf, Ziege und Kohl.

Ein Mann sollte in einem Kahne einen Wolf, eine Ziege und einen Haufen Kohl über einen Fluſs bringen. Der Kahn war aber so klein, daſs er immer nur einen von diesen Gegenständen aufnehmen konnte. Es entstand nun die Frage, was der Mann zuerst überschiffen sollte, ohne fürchten zu müssen, daſs während der Überfahrt der Wolf die Ziege, oder die Ziege den Kohl fresse. — Sollte er zuerst den Wolf übersetzen? — Dann hätte unterdes die Ziege den Kohl aufgefressen. — Nein, die Ziege hätte er übersetzen sollen; denn der Wolf konnte ja doch den Kohl nicht fressen. — Gut! — Das würde wohl das erste Mal gehen; aber was sollte er bei der zweiten Überfahrt nehmen? Den Wolf? — Dieser würde während der dritten Überfahrt die Ziege zerreiſsen. Den Kohl? — Dann würde dieser eine Beute der Ziege. — Weiſs niemand dem armen Mann einen Rat zu geben? — Nein; denn wollte er zuerst den Kohl einschiffen, so würde die arme Ziege von dem grausamen Wolf zerrissen werden. Ist denn aber der Kahn wirklich so schmal und klein, daſs er den Wolf und den Kohl nicht zugleich aufnehmen könnte? — Allerdings; doch halt! während er den Wolf übersetzt, muſs er die Ziege anbinden, daſs sie den Kohl nicht erreichen kann. — Der Vorschlag wäre nicht übel; aber es fehlt sowohl an einem Stricke, als auch an einem Pfahle. — So gibt es also wirklich kein Mittel, die Ziege und den Kohl zu retten? — Eins gibt es: bei der ersten Überfahrt nimmt der Mann die Ziege; der Kohl bleibt beim Wolfe, der ihn gewiſs nicht anrührt. Das zweite Mal nimmt er den Kohl, bringt ihn an das jenseitige Ufer und nimmt bei der Rückfahrt die Ziege wieder mit. Diese führt er aus dem Kahn und schifft nun den Wolf über, der dann zu dem Kohl kommt. Zuletzt holt er die Ziege, und so ist alles in Sicherheit.

103. Gott ist allgegenwärtig.

Der Herr spricht: Bin Ich es nicht,
Der Ich Himmel und Erde fülle?

„Kind, woher kommst du? — Was hat dein Auge erblickt? Wohin ist dein Fuß gewandert?“

„Ich bin auf der Wiese hingewandert im dichten Grase; das Vieh weidete um mich her oder ruhte im kühlen Schatten

Das Korn keimte auf dem Felde; der Mohn blühte zwischen dem Weizen; alles glühte und glänzte in Pracht."

„Und hast du weiter nichts gesehen, weiter nichts bemerkt? Kehre zurück, Kind! Es sind größere Dinge da als diese: Gott war ja in den Feldern, und hast du ihn denn nicht gesehen? Seine Schönheit war sichtbar auf der Wiese; der Sonnenschein war sein Lächeln."

„Ich bin durch den dunklen Wald spazieren gegangen; der Wind flüsterte zwischen den Bäumen, und der Bach stürzte sich mit lustigem Rauschen von dem Felsen herab; das Eichhörnchen hüpfte von Zweig zu Zweig, und die Vöglein sangen in den Bäumen."

„Und hörtest du nichts, als das Rauschen des Baches, kein Flüstern, als das Flüstern des Windes? Kehre zurück, Kind! Es sind größere Dinge da als diese. Gott war in den Bäumen; seine Stimme erklang in dem Rauschen des Wassers; die Stimme der Vögelein im Schatten war seine Stimme, und du hast ihn nicht gehört?" —

„Ich sah den Mond hinter den Bäumen aufgehen; er war glühend wie eine goldene Lampe. Die Sterne erschienen nach und nach am klaren Firmamente. Bald darauf aber sah ich schwarze Wolken aufsteigen; der Blitz zuckte in feurigen Strahlen über den Himmel; der Donner rollte erst in der Ferne, dann näher und näher, und ich wurde erschreckt; denn er war laut und fürchterlich."

„Und fühlte dein Herz keinen Schrecken, außer dem vor dem Donner? War im Walde nichts fürchterlich, als der Blitz? Kehre zurück, mein Kind! Es sind andere Dinge da, als diese. Gott war im Sturme, und du hast ihn nicht bemerkt? Er war im Donner und im Blitz, und du hast ihn nicht erkannt? — Gott ist überall! Er spricht in jedem Ton, den wir hören; ihn sehen wir in allen Dingen, die unser Auge erblickt. Nichts ist ohne Gott; laß darum auch in allen deinen Gedanken Gott sein!"

104. Gott ist die Liebe.

Gott ist die Liebe! Freue dich! Er sorgt für alles väterlich. Durch seine treue Vaterhand beschützet er das ganze Land. Was dir nützt in deinem Leben, das hat der liebe Gott gegeben; der süße Schlaf, der dich erquickt, ihn hat der liebe Gott geschickt.

Gott ist die Liebe! Schau hinaus! Durch ihn prangt Wiese, Feld und Haus. Das Feld trägt Früchte, schön und viel; dort segnet Gott uns ohne Ziel. Der Apfelbaum, er will dir sagen: Sieh her, ich kann nur Früchte tragen, weil Gott dazu mir Kräfte gibt, und weil er dich und mich so liebt.

Gott ist die Liebe! Preise ihn! Er hat dir einen Freund verliehn: es ist der Heiland, Jesus Christ, der auch, wie Gott, die Liebe ist. Einst ist er hier als Mensch gestorben und hat uns ew'ges Heil erworben. Gott gab aus seines Himmels Thron aus Liebe uns einst seinen Sohn.

Gott ist die Liebe! Höre nur, wie reget sich dort die Natur! Der Vogel singt; die Blume blüht; die Biene ist für dich bemüht. Das alles soll dir Freude machen; drum schuf Gott so viel schöne Sachen. „Gott ist die Liebe überall!" ruft die Natur mit lautem Schall.

Gott ist die Liebe! Sage Dank, mein Kind, ihm auch für Speis' und Trank! Du siehst's er liebet dich so sehr; drum liebe du ihn auch noch mehr! Wenn zu dir arme Brüder fliehen, mußt du dich ihnen nicht entziehen. Gib reichlich und dazu auch gern; denn so nur liebst du Gott den Herrn.

105. Gottes Hand.

Wer hat Gottes Hand gesehen?
Starke Hand,
Die umspannt
Erd' und Meer und Himmelshöh'n;
Schöpferhand, die einst die Welt
Hat erbaut auf ihrem Grunde,
Die sie wandellos erhält,
Nimmer matt bis diese Stunde.
Saget's mir, wenn ihr sie saht,
Ihr Gebieten, herrlich Walten,
Rasch Ergreifen, starkes Halten,
Ihres Winks gewalt'ge That!

Siehst du dort auf weitem Meer?
So geschwind
Treibt der Wind,
Wie zum Spiel, ein Schifflein her.
Wind und Flut hat wildes Spiel,
Heute hierher, dorthin morgen,
Und so fern ist Schiffleins Ziel,
Und der Schiffer steht in Sorgen.
Doch zuletzt kommt's froh ans Land;
Sturm und Flut hat's nicht berühret.
Weißt du, wer es hat geführet?
Merke, das ist Gottes Hand!

Schaue jenen Säemann!
Er bestellt
Sich das Feld
Klug und sorgsam, wie er kann,
Streuet guten Samen hin,
Wünscht, der soll ihm Früchte bringen.
Sprich, wer läßt nach seinem Sinn
Nun ihm alles so gelingen?
Sage, wer ihm hat gesandt
Sonnenschein und Tau und Regen,
Daß es wachsen kann zum Segen?
Merke, das ist Gottes Hand!

Deine gute Mutter weiß
Was dir not,
Gibt dir Brot,
Kleidet, decket dich mit Fleiß.
Würmlein draußen auf dem Feld,
Keine Mutter hat's gesehen,
Muß allein auf weiter Welt
Immer seine Wege gehen.
Weißt du, wer so unverwandt
Auch das Würmlein tränkt und weidet,
Sicher führt und nährt und kleidet?
Merke, das ist Gottes Hand!

Siehst du dort am Himmelsplan
Sonn' und Stern'
Nah und fern
Immer wallen ihre Bahn?
Schauest du des Sturmes Gang
Und des kleinsten Bächleins Fließen,
Jedes seinen Weg entlang?
Läßt sich keins die Müh' verdrießen.
Weißt du auch und hast erkannt,
Wer gezeigt hat ihnen allen,
Ihre Wege so zu wallen?
Merke, das ist Gottes Hand!
Gottes Hand, ja merke drauf!
Dort und hier
Schaust du sie,
Schauest ihres Wirkens Lauf.
Starke Hand, die Welten schafft,
Sonn' und Stern in ihrem Lichte,
Die sie auch mit ihrer Kraft
Morgen machen kann zu nichte;
Vaterhand, die treulich führt,
Schirmt und nähret all' die Seinen,
All' die Großen und die Kleinen,
Daß kein Unfall sie berührt.

106. Die verirrten Kinder.

1. Sie gingen nach Haus; es war schon spat;
Die Armen verloren im Dunkel den Pfad.
Sie irrten so lange; sie waren so müd;
Rotkehlchen sang ihnen das Abendlied,
Und bei des Mondes bleichem Schein,
Da sanken sie hin und schliefen ein. —
2. Doch zu den Schläfern im weichen Gras
Gesellten sich Täubchen, Reh und Has';
Und auf die Schläfer unterm Baum
Da senkte sich nieder ein süßer Traum.
Und über die Schläfer in düstrer Nacht
Da hielt ein heiliges Auge Wacht.
3. Du lieber Gott, wir bitten dich,
Hilf allen Kindern gnädiglich!
Und wo dich eines nicht versteht
Und von dir in die Irre geht,
Da sende deine Boten aus
Und führ's zurück ins Vaterhaus!

107. Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als es anfing zu dämmern, erhob sich ein frommer Hausvater von dem nächtlichen Lager und dankte mit seinem Weibe Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenrot aber strahlte in das Kämmerchen, und sieben Kindlein lagen in den Betten und schliefen.

Da sahen die Eltern die Kindlein nach der Reihe an, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach, es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!“ Denn es war eine Teuerung im Lande. Der Vater aber sprach: „Siehe!

schlummern nicht alle sieben in voller Gesundheit? Und fließt nicht von neuem das Morgenrot über sie her, daß sie so schön aussehen, wie sieben blühende Röslein? Mutter, das beweiset uns ja, daß der, welcher das Morgenrot macht und den Schlaf sendet, sie lieb hat und ihrer nicht vergessen wird."

Und als sie aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thür vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter die Schuhe an, daß ihrer so viel waren, und seufzte. Der Vater aber sprach: „Mutter, was seufzest du? Haben sie doch alle sieben die munteren Füßlein von ihrem Schöpfer empfangen; wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängstigen? Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns; wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag als wir bedürfen? — Siehe, seine Sonne kommt! Wohlan, laß uns auch unseren Tageslauf, wie sie, mit fröhlichem Mute beginnen!"

Also redeten sie und gingen voll Vertrauen auf Gott an ihr Tagewerk. Und der Herr segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten samt den Kindern.

108. Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Bächlein von den Bergen springen;
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust;
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott lass' ich nur walten.
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's best' bestellt.

109. Der Hirt.

Der Hirt führt seine Schafe aus der Hürde auf die grüne Weide und leitet sie zu klaren Bächen. Wenn die kleinen Lämmer müde sind, nimmt er sie auf seine Arme, und wenn sie sich verirrt haben, bringt er sie auf den rechten Weg. — Im Sommer

bleibt er manchmal des Nachts mit der Herde draußen. Dann schläft er bei ihr in seinem Karren, und unter demselben ruht sein Hund, der ihm die Herde bewachen hilft. — So manche heilige Männer waren Hirten. Wer ist der Hirte aller Menschen?

110. Zwei Rätsel.

1. *Es steht ein grofs geräumig Haus*
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mifst's und geht's kein Wanderer aus,
Und keiner darf drin weilen.

Nach einem unbegriffenen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.

Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

2. *Auf einer grofsen Weide gehen*
Viel tausend Schafe, silberweifs;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren;
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten;
Ein munterer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

111. Sankt Augustin.

Es ging einmal Sankt Augustin
Am Meeresgestade her und hin.
Das Wesen Gottes, unsers Herrn,
Wollt' er erforschen gar zu gern
Und es dann bringen in ein Buch.
Er kannte jeden Bibelspruch;
Drum schien die Sach' ihm gar nicht schwer.
So wallt' er sinnend hin und her
Und meint' nun schon im eitlen Wahn,
Ihm sei der Himmel aufgethan.
Auf einmal ward sein Aug' gewahr
Ein Knäblein, schön und wunderbar;
Es macht ein Grüblein in den Sand
Und bückt sich dann hinab am Strand,
Und schöpft am Meer das Wasser drein
Mit einer Muschel. weiſs und fein.
„Du lieber Knab', was machst du da?"
Fragt Augustin. — „Du siehst es ja!
Zum Zeitvertreibe faſs' ich mir
Die See in dieses Grüblein hier."
Der Heil'ge lächelt. „Dieses Spiel,
Mein Kind, es bringt dich nicht zum Ziel."
„Ei", sagt der Knab', „wer das nicht kann,
Der bleibe hübsch auf seiner Bahn!
Viel ist dem Herzen offenbar;
Doch wird es dem Verstand nicht klar."
Und flugs, da schieſst ein Flügelpaar
Dem Knaben an, und wie der Aar
Schwebt er empor im Sonnenlicht.
Der Heil'ge schaut ihm nach und spricht:
„Der Knab' hat recht; des Menschen Sinn
Kann über Zeit und Raum nicht hin.
Wer wandelt fromm und ohne Trug,
Der weiſs vom lieben Gott genug."

112. Der Kaufmann und der Matrose.

Ein Kaufmann fragte einen Matrosen, wo und wie sein Vater gestorben sei. Der Matrose antwortete, sein Vater, sein Großvater und Urgroßvater wären ertrunken. „Fürchtest du denn nicht," fuhr der Kaufmann fort, „gleichen Todes zu

sterben?" — „Sage mir doch," versetzte der Matrose, „wie sind dein Vater, Großvater und Urgroßvater gestorben?" „Sie sind alle in ihrem Bette gestorben," erwiderte der Kaufmann. — Lächelnd sagte hierauf der Matrose: „Warum sollte ich mich denn scheuen, in See zu gehen, da du dich nicht fürchtest, zu Bette zu gehen?"

113. Segen und Unsegen eines Hauses.

Ein Greis erzählte:

Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und habe mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen und dem Gottlosen ergehe. Ich habe die Knaben meines Dorfes mit mir aufwachsen sehen; ich sah sie Männer und Greise werden, und nun habe ich sie alle bis auf sieben zu Grabe begleitet. Gott, du weifst, wann ich meinen Brüdern folgen soll! Meine Kräfte nehmen ab; aber mein Auge harret dein, o Herr! Der Mensch ist wie eine Blume des Feldes, die am Morgen blühet, am Abend aber verwelket. O Herr, unser Herrscher, du bist gnädig den Menschen, die auf dich trauen; darum hoffet meine Seele auf dich. Aber der Weg des Sünders führt zum Verderben.

Kinder meines Dorfes, o ihr Lieben! Lasset euch lehren, wie es den Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet! Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trotzten und ihre Liebe für nichts achteten, und allen, allen ist es am Ende übel ergangen. Ich kannte des unglücklichen Uli Vater; ich habe mit ihm unter einem Dache gewohnt und mit meinen Augen gesehen, wie der gottlose Sohn den armen Vater kränkte und schimpfte, und in meinem Leben werde ich es nicht vergessen, wie der alte, arme Mann eine Stunde vor seinem Tode über ihn weinte. Ich sah den bösen Buben bei seinem Begräbnis lachen. Kann ihn Gott leben lassen, den Bösewicht? dachte ich. Was geschah? Er nahm ein Weib, das viel Vermögen hatte, und war jetzt im Dorf einer der Reichsten und ging in seinem Stolz und seiner Bosheit einher, als ob niemand im Himmel und niemand auf Erden über ihm wäre. Ein Jahr ging vorüber, da sah ich den stolzen Uli bei dem Begräbnis seiner Frau heulen und weinen. Er mufste ihr Eingebrachtes ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben und war plötzlich wieder arm wie ein Bettler. In seiner Armut

stahl er, und ihr wisset, welch ein Ende er genommen hat. Kinder! immer sah ich, dafs das Ende des Gottlosen Jammer und Schrecken ist.

Ich sah aber auch den tausendfachen Segen und Frieden in den stillen Hütten der Frommen. Es ist ihnen wohl bei dem, was sie haben. Bei wenigem sind sie genügsam, und bei vielem werden sie nicht übermütig. Arbeit in ihren Händen und Ruhe in ihrem Herzen, das ist das Teil ihres Lebens. Sie geniefsen froh das Ihrige nnd begehren nicht, was ihrem Nächsten gehört. Der Hochmut plagt sie nicht, und der Neid verbittert ihr Leben nicht; daher sind sie immer frömmer und zufriedener und meistens auch gesünder, denn die Gottlosen. Sie besitzen auch des Lebens Notdurft sicherer und ruhiger; denn sie haben ihren Kopf und ihr Herz nicht bei Bosheiten, sondern bei ihrer Arbeit und bei den Geliebten ihrer stillen Hütten. So ist ihnen wohl im Leben. Gott im Himmel sieht herab auf ihre Sorge und auf ihren Kummer und hilft ihnen.

Kinder meines Dorfes und ihr Lieben! Ich sah viele fromme Arme auf ihrem Totenbette; aber ich habe nicht gefunden, dafs einer, ein einziger von allen in dieser Stunde sich über seine Armut und über die Not seines Lebens beklagte. Alle dankten Gott für die tausend Proben seiner Vatergüte, die sie in ihrem Leben erfahren hatten.

114. Das böse Gewissen.

Ein Mann kehrte, als sich der Tag geneigt hatte, in einem Wirtshause ein, um darin zu übernachten. Er safs in der Ecke hinter dem Tische, und der Wirt auf der Bank am Ofen, und der Hausknecht mitten in der Stube und machte eine Schnur an seine Peitsche. Da schrie auf einmal der Wirt: »Hansjörg, ein Räuber, ein Räuber!« Und der Hausknecht fuhr auf, das Licht auf dem Tische zu schneuzen; denn es hatte angefangen zu rinnen, weil ein Knoten im Dochte war. Aber der Gast sprang vom Tische auf und über Hals und Kopf zur Thüre hinaus. Dabei fiel ihm eine Diebslaterne aus der Tasche, und der Wirt sah nun, dafs er zwei Räuber in der Stube gehabt hatte: einen auf dem Tische und einen hinter demselben. Also läuft das böse Gewissen vor einem Knoten im Dochte davon.

115. Die Posaune des Gerichts.

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in einer Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmonds eine schreckliche That verübt. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesange, als der Knieende die Taschen des Dahingestreckten aussuchte und alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn hinabtragen an den Strom, der fernher rauschte, um ihn darein zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der toten Last. Der Mond war aus den Wolken getreten und warf sein sanftes Licht auf den düstern Wald. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: „Denkst du daran?“ Der Widerhall in Thal und Feld gab es zurück, und es war, als ob die Berge und die Bäume sängen: „Denkst du daran?“ Dem Verbrecher war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürgte. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. — Endlich am Strome blieb er stehen und lauschte; alles war still; nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser bereute jetzt, die Spuren seiner That nicht vertilgt zu haben. Er eilte zurück, irrte hin und her, bergauf und bergab; der Schweifs rann ihm von der Stirne; es war ihm als ob er Blei in den Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel fuhr flatternd auf, wenn er durchs Dickicht drang; aber nirgends fand er den Leichnam. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, und sich die Gegend genau zu vergegenwärtigen; aber kaum war er wenige Schritte gegangen, so kam er vom Wege ab. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verstellten. Endlich brach der Morgen an; die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder; vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon.

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkung sie lag. An der rechten Schläfe trug sie Spuren eines Schlages, der von einem scharfen Steine herzurühren schien. Kein Wanderbuch, kein Kenn-

zeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten ersehen konnte. Der Friedhof des Dorfes lag neben der Kirche auf einem Hügel, an dessen Fufs die in Felsen gehauene Landstrafse vorüberzieht. Dort sollte am andern Tage der Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen; jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Teilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach:

„Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weifs, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegen schlug! Möge Er, der alle Wunden kennt und heilt, Trost und Frieden in die Seelen der Deinigen senden! Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weifs, woher du kamst, wohin du gingst; aber Er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen wandeln lassen, die uns unbegreiflich sind. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, — wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor Ihm, der über allen Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen. Erhebt mit mir eure Hände!“ fuhr der Geistliche, zu den Versammelten gewandt, fort, und alle hoben die Hände empor; dann fuhr er fort: „Wir heben unsere Hände empor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst, das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern! Kehr' um, so lange es noch Zeit ist! Häufe nicht Frevel auf Frevel; denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts, dann . . .“

Plötzlich hörte man von der Strafse herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran?“ Alles schwieg und hielt den Atem an. Aus der Mitte der Versammelten aber stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin der Mörder!“ Nachdem man ihn aufgehoben hatte, gestand er reumütig, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt, wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet, wie der Ton des

Posthorns ihn verwirrt, wie er seine Hand, als er sie zum Himmel erhob, brennen gefühlt, und wie jetzt derselbe Ton des Posthorns ihm das Geständnis der That abgepreſst hätte.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinanbewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut die Frevelthat beklagend, kehrten viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.

116. Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen der weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Auch der König des Landes hörte davon und ließ das Bübchen kommen, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind und du sollst bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen.“ Das Büblein sprach: „Wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte: „Die erste lautet: Wie viel Tropfen Wasser sind im Weltmeer?“ Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer laufe, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“ Der König sprach: „Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weißes Papier!“ Und dann machte es mit der Feder so viele Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und daß einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier; zählt sie nur!“ Aber niemand war dazu im Stande. Der König sprach: „Die dritte Frage lautet: Wie viel Sekunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt ein Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei.“ Da sprach der König: „Du

hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind."

117. Vom guten Hirten.

1. Du lieber Heiland Jesus Christ,
Weil du ein guter Hirte bist
Und merkst so treu auf deine Herde,
Auf dafs kein Schaf verloren werde:

2. So will auch ich dein Schäflein sein,
Will fröhlich folgen dir allein,
Will stets auf deine Stimme hören,
Und will mich niemals von dir kehren.

3. Du bist mein Helfer und mein Hirt,
Der treulich für mich sorgen wird
Und mich behüten, führen, weiden,
In Ewigkeit nicht von mir scheiden.

118. Zum Himmel.

Christ, unser Heiland, zog einmal,
Zu pred'gen durch des Jordans Thal
Und viel des Volkes um ihn her,
Zu lauschen seiner hohen Lehr'.

Da stand ein Kindlein auch von fern;
Das schaute eifrig nach dem Herrn
In Hoffnung, ob ein gut Geschick
Ein Wort ihm brächte, einen Blick
Vom lieben Heiland, der so gar
Ein holder Freund der Kleinen war.

Und wie es glaubt, so ist's geschehn;
Der Heiland hat das Kind ersehn
Und schreitet freundlich nach ihm zu:
Mein Kindlein, wem gehörest du? —
Gehöre niemand, möchte dein,
O Herr, mit ganzem Herzen sein.

Der Heiland neigt herab sich lind:
Wo ist dein Vater, liebes Kind?
Im Himmel, klingt die Antwort leise.
Und deine Mutter, kleine Waise? —
Ist auch im Himmel spricht es nun;
Hab' nichts auf Erden mehr zu thun
Und weiß doch niemand, der zur Thüre
Des Himmels mich die Steige führe,
Als dich allein, der alles weiß;
Denn dieses Wort hat mir mit Fleiß
Die Mutter tief ins Herz geschrieben:
Mein Kindlein, wandle vor dem Herrn
Und ruf ihn an! Er ist nicht fern
Von allen denen, die ihn lieben.

In Rührung steht der Gottessohn;
Er küßt das Kindlein auf das Haupt
Und spricht: Den Himmel hast du schon;
Denn drinnen lebt, wer liebt und glaubt.
Es ruht der Himmel unbewußt
Im Frieden einer frommen Brust.
So trägst auch du ihn im Gemüte;
Nur bete, daß ihn Gott dir hüte!" —

Und Seiner Mutter ruft er gleich:
Nimm hin zu dir die reine Blüte;
Denn solcher ist das Himmelreich!

119. Die doppelte Heimat.

Ernst. Wie doch heute die Wölkchen so schön am Himmel hinziehen, immer ein Flöckchen am andern, und dazwischen funkeln die Sternchen, als wollten sie Versteckens mit mir spielen. Nicht war, Vater, es ist doch etwas Schönes um die lieben Sterne!

Vater. Gewifs, lieber Ernst. Man kann sie nicht genug betrachten, und wenn man sie recht anschaut, so meint man, sie sprechen mit einem.

Ernst. Ach ja, Vater! Mir ist immer als riefen sie mich, als wäre ich schon einmal dort oben gewesen, als möchte ich wieder oben bei ihnen sein.

Vater. Möchtest du das? Ich glaub's gerne. Alle Menschen wünschen ja, einmal dort hinauf zu kommen.

Ernst. Aber ich möchte auch gern bei dir sein. Denn wenn ich von dir weg bin, so wird mir die Zeit zu lang, bis ich dich wiedersehe.

Vater. So ist es. Wenn du in einem fremden Hause bist, so verlangst du, mag es dir dort auch noch so gut gefallen, doch wieder nach der Heimat, nach Vater und Mutter und Geschwistern. So sehnst du dich, wenn du nach dem Himmel hinaufblickst und die Sternlein funkeln siehst, hinauf zu ihnen, weit, weit über die Wolken.

Ernst. So ist es, Vater! Aber wie kommt das? Die Sterne sind doch so weit von hier, und ich weiſs gar nicht, wie es da droben aussieht.

Vater. Das kommt daher, daſs der Mensch eine doppelte Heimat hat.

Ernst. Eine doppelte Heimat. Wie soll ich das verstehen?

Vater. Du hast selbst gesagt, daſs es dir oft sei, als wenn du schon einmal in jener fernen Welt gewesen wärest. Das ist freilich nicht der Fall. Aber ist denn der Himmel nicht auch eine Heimat? Ist er nicht die wahre Heimat, wo wir ewig wohnen sollen? — Siehe, so lange wir auf der Erde wandeln, ist die Erde unser Wohnplatz; aber der Himmel ist unsere eigentliche Heimat, und dahin zieht es uns immer. Darum lebe fromm und gut und blicke oft nach oben; dann wirst du einst zu Dem kommen, der unser aller Vater ist. Willst du das?

Ernst. Ja, ich will es.

120. Haussegen.

Vor Zeiten, sagt man, war ein frommer Mann, der bat Gott oft, er wolle ihn doch wissen lassen, wie man im Hause glücklich leben und der Wirtschaft wohl pflegen möchte. Da ward ihm zu einer Zeit ein Gesicht gezeigt von dreien Engeln. Der erste kniete und betete: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt.“ Der andere hatte eine Haue und grub Wurzeln aus der Erde, daß ihm der Schweiß übers Angesicht lief, und sprach: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Der dritte sammelte die ausgegrabenen Wurzeln in eine Mulde, sprach: „Was man zusammenhält, das wird groß“, und trug sie dann in ein Häuslein, da die drei Engel beisammen wohnten. Das ist fein und will bedeuten: Soll's im Hause wohl zugehen, so muß man beten, arbeiten, sparen und — in Liebe und Einigkeit neben einander wohnen.

121. Trink und iß; Gottes nie vergiß!

Essen und Trinken kann man nicht abschaffen; schaffe du auch das Tischgebet nicht ab! Danke dem Geber aller guten Gaben, wenn du etwas genießen kannst und etwas zu genießen hast! Wie viele Menschen gibt es, die oft nichts zu essen haben, oder die dieses und jenes nicht essen dürfen! Solcher Menschen erinnere dich, wenn du dich hungrig zu Tische setzest und gesättigt aufstehst!

Vergiß nicht, daß der himmlische Vater außer dir noch viele, viele Kostgänger hat, die alle deine Brüder und Schwestern sind! Gönne deinem armen Mitbruder, dem Gott schmale Bissen zugeteilt hat, einen Platz an deinem Tische! Vielleicht schickt Gott ihn dir, um sich durch ihn vertreten zu lassen.

Sieh, wie der Herr so gerne erfreut! Dank' ihm für seine Gaben, und lasse sie dir wohl schmecken! Iß und trink, um dich gesund und bei Kräften zu erhalten; aber mißbrauche Gottes Gaben nicht durch unmäßigen Genuß! Bedenke, daß wir nicht leben, um zu essen, sondern essen, um zu leben! Unmäßigkeit verursacht Armut, zerstört die Gesundheit und verkürzt das Leben; sie macht roh und gefühllos gegen menschliches Elend und wird mit Recht ein Grab der Tugend und eine Quelle der Laster genannt. Nicht minder verderblich für Leib und Seele ist die Leckerhaftigkeit. Gewöhne dich an einfache Kost, und du wirst frischer und fröhlicher sein, als wenn deine Nahrung in ausgesuchten, künstlich zubereiteten Speisen bestände. Wasser und Brot macht die Wangen rot. Es ist nicht viel, was du zu deiner Erhaltung nötig hast; warum willst du deine Bedürfnisse vermehren und dich zum Sklaven deines Gelüstens machen? Der Weise beherrscht seinen Gaumen und versagt sich manchmal einen erlaubten Genuß, damit er die Neigung zu dem, was nicht erlaubt ist, immer besser überwinden lerne.

122. Dank fürs tägliche Brot.

1. O wundervolle Himmelsgabe auf Menschentischen, köstlich Brot! Die Hoffnung trug ein Korn zu Grabe; o wundervolle Himmelsgabe! Ein Halm entstand, des Auges Labe, mit hellem Grün im Morgenrot. O wundervolle Himmelsgabe auf Menschentischen, köstlich Brot!

2. Von Liedern war der Halm umklungen; Gott hat den schönen Halm bewacht. Die Lerche hat sich aufgeschwungen; von Liedern war der Halm umklungen; auch Heimchen haben ihm gesungen, und Lüfte wiegten ihn bei Nacht. Von Liedern war der Halm umklungen; Gott hat den schönen Halm bewacht.

3. Und von geschnittnen goldnen Ähren kommt Segen nun in jedes Haus; die Mühle klappt, den Kern zu klären, und von geschnittnen goldnen Ähren muß weiter sich der Kern bewähren in Ofens Glut und Flammenbraus. Und von geschnittnen goldnen Ähren kommt Segen nun in jedes Haus.

4. Du Vater in der Sternenhalle, gepriesen seist du früh und spät! Mit täglich Brot versorg uns alle, Du Vater in der Sternenhalle! Erfreu mit Erntejubelschalle auch den, der oft nur Thränen sät! Du Vater in der Sternenhalle, gepriesen seist du früh und spät!

123. Bete und arbeite!

Ohne Arbeit gibt der Himmel nichts. Wer die Rose haben will, darf die Stacheln nicht scheuen, und wer den Kern schmecken will, mufs die Nufs knacken. Wo Erwerb folgen soll, da mufs Arbeit vorhergehen. Müfsiggang stürzt in Armut. Gott gibt's den Seinen zwar im Schlaf, aber nicht durch den Schlaf. Jener Vater wufste das wohl, da er vor seinem Ende seine Söhne eines reichen Schatzes vertröstete, der in seinem Weinberge verborgen läge, und befahl, dafs sie denselben suchen sollten. Nach seinem Tode durchwühlten sie den Weinberg; sie fanden zwar keinen Schatz, erzielten aber eine reiche Ernte.

Arbeiten mufst du also; aber nicht deine Arbeit nährt dich, sondern Gottes Segen. Wohin Gott nichts legt, da wirst du nichts finden, und arbeitetest oder suchtest du dich zu tote. Thue also mit Fleifs, was dir in deinem Berufe obliegt; aber bete auch um den göttlichen Segen! Dann sorge nicht, wie du dich nährest, sondern stelle alles Gott anheim! Der die Vögel nährt und die Lilien kleidet, wird auch für sein Kind sorgen, das er in seine Hand gezeichnet hat.

124. Lerne was, so kannst du was.

Man hält es öfters für unnötig, mehr zu lernen, als man in Zukunft zu brauchen meint. Wenn aber einer nicht mehr Rettichkörner stecken wollte, als er Rettiche bauen will, so würde er sich verrechnen, da nicht alle Samenkörner keimfähig sind, die man in die Erde legt. Ähnlich verhält es sich mit dem Lernen; denn es bleibt uns nicht alles, was wir gelernt haben. Daher

ist es gut, wenn man so viel lernt, daß man ohne Schaden auch einiges vergessen kann. Zudem kann man nicht wissen, was man in Zukunft brauchen wird. Man wird keinen gescheiden Menschen klagen hören, daß er zu viel gelernt habe, aber manchen unwissenden, daß es ihn reue, nicht mehr gelernt zu haben. Bettelleute haben zu ihrer Haushaltung nicht viel nötig; wenn man aber eine rechte Haushaltung führen will, so wird viel dazu erfordert.

125. Schaden der Unwissenheit.

Ein armer Taglöhner auf einem Dorfe hatte einen Bruder in der Fremde, der schon zwanzig Jahre abwesend war, und den er für tot hielt, weil er schon lange nichts mehr von sich hatte hören lassen. Als er einst in die Stadt ging, erhielt er dort einen Brief zugestellt. Weil er des Lesens unkundig war, bat er den Wirt, bei dem er einkehrte, ihm den Brief vorzulesen. Als der Wirt den Brief für sich durchgelesen hatte, sagte er zum Taglöhner: „Hört! in dem Briefe steht, Euer Bruder in der Fremde sei tot und habe Euch fünfzig Thaler vermacht; aber Ihr müßt Euch sogleich aufmachen und das Geld selbst abholen.“ „Herr Wirt,“ sagte der Taglöhner, „wo soll ich das Geld in Empfang nehmen?“ „In Amsterdam, über hundert Stunden von hier,“ sagte der Wirt; „dort liegt Euer Geld.“ „Ach!“ sagte der Mann, „hundert Stunden hin und hundert Stunden her, das sind zweihundert Stunden; da kosteten mich Reise und Versäumnis bei der nahen Ernte fast mehr, als ich erben soll!“ „Hört!“ sprach der Wirt, „überlaßt mir den Brief und verkauft mir Euern Anspruch auf die Erbschaft um dreißig Thaler; so könnt Ihr hier bleiben und ich will sehen, wie ich mich schadlos halte. Aber Ihr dürft keinem Menschen etwas von dem Handel sagen! Wollt Ihr das?“ „Herzlich gerne,“ antwortete der Taglöhner. Hierauf zählte der Wirt die dreißig Thaler auf den Tisch hin; der Taglöhner nahm sie, dankte und ging vergnügt nach Hause.

Als aber nach vielen Jahren der Wirt, der indessen verarmt war, am Tode lag, bekannte er, wie schändlich er einst an dem Taglöhner gehandelt habe. Die Erbschaft desselben hatte nämlich nicht fünfzig, sondern zweitausend Thaler betragen. Diese Summe war dem Wirt auch richtig bezahlt, aber von ihm leichtsinnig durchgebracht worden.

Unschätzbar ist der Wert der Schulen. Sie bieten dem ärmsten Kinde Gelegenheit, lesen, schreiben und rechnen zu lernen, **und**:

Was du lernst in jungen Tagen,
Wird dir spät noch Früchte tragen.

126. Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't;
Gedeckt, gemauert ist es nicht.
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zu oberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unsel'ges komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen herfür.
Nun, Maurer, deckt und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

127. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die sich öfters entzweiten. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen machten sich die Uneinigkeit derselben zu nutze und trachteten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbteil zu bringen.

Eines Tages ließ dieser seine Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Dem, der dieses Bündel Stäbe zerbricht, zahle ich hundert Thaler."

Die Söhne versuchten, einer nach dem andern, das Bündel zu zerbrechen; aber am Ende erklärte jeder: „Es ist nicht möglich!" — „Und doch," sagte der Vater, „ist nichts leichter!" Er löste das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei," riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht; das könnte sogar ein kleiner Knabe!"

Der Vater sprach: „Wie mit den Stäben, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammenhaltet, wird euch niemand überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verknüpfen sollte, aufgelöst, so werdet ihr den Stäben ähnlich sein, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."

Ein Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt;
Nur Einigkeit erhält die Welt.

128. Der kleine Friedensbote.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe, und wenn der Bäcker in seinem großen Obstgarten an die Stelle eines ausgedienten Invaliden einen Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine schöne Baumschule und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume, oder einen Apfel, oder eine Birne, oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. — Zu Ostern, zu Martini und am heiligen Abende kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer mit einem großen Korbe zu den Nachbarsleuten hinüber und teilte unter die kleinen Paten aus, was ihr der Hase, oder der gute Märtel, oder gar das Christkindlein selbst unter die schneeweiße Serviette gelegt hatte. — Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Weiber, und man brauchte keine Zigeunerin zu sein, um aus dem Satze in ihren Kaffeeschalen zu prophezeien, daß sie einander immer gut bleiben würden. Aber jeder ihrer Männer hatte einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen braunen Feldmann und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordax. Beide meinten, die besten und schönsten Tiere in ihrem Geschlechte zu haben. Da geschah es denn eines Tages, daß Mordax ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit entzwei gebissenem Genicke vor ihm, und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon. Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dem Besitzer desselben durch das Fenster mitten auf den Tisch, an dem er gerade die Zeitung las. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar in der weißen Schürze und mit aufgestülpten Hemdärmeln blieb nichts schuldig, und Kinder und Leute liefen zusammen. Der Bäcker verließ zwar den Kampfplatz zuerst, aber nur, um seinen Nachbar bei Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorne der beiden Männer unter, und bald darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, den totgebissenen Mordax mit einem Reichsthaler zu büßen. Der Bäcker mußte den zertrümmerten Fensterflügel und das Loch in der Zeitung nicht viel geringer bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die erwachsenen Sporteln teilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Kluft befestigt. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts; saß der Bäcker im Posthause außen in der Stube zum Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im Kabinett. Für den an dem Zerwürfnisse ganz schuldlosen Teil aber, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Osterhase, noch der gute Märtel, noch das heilige Kind mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen! Ich hole das Brot." Dann wandte er sich in seiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und sagte: „Heute aber lauf' ich nicht lange herum, und wenn es beim Thorbäcker kein Brot gibt, geh' ich wieder einmal zu dem Herrn Paten hinüber." Der Gerber, der vielleicht die anklopfende Gnadenhand des Herrn spürte, sagte nicht ja und nicht nein darauf und ließ den Knaben ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thore herein, laut singend, wie es manchmal lebhafte Kinder mit ihren Gedanken zu thun pflegen, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heute geh' ich zum Herrn Paten! heute geh' ich zum Herrn Paten!" Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein — und kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote zurück. Statt des Ölzweigs hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand und rief, über die Schwelle in die Stube hineinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wieder kommen."

Noch an dem nämlichen Abende wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse; am folgenden saßen die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen; am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der sie in den schlimmen drei Jahren oft mit ihren Thränen über den unseligen Zwist den Faden genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten geweckt hatte. Denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet schnell in ein Nervenfieber und aus diesem nach wenigen lichten Augenblicken in den Todesschlummer. — Gott gebe ihm eine fröhliche Auferstehung!

129. Der Schornsteinfegerjunge.

Ein armer Schornsteinfegerjunge mufste auf dem Schlosse einer Prinzessin einen Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte. Als er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren. Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Tische lag.

Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen, und da stieg der Wunsch in ihm auf: Ach wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!

Nach einer kleinen Weile dachte er: Wie, wenn du sie mitnähmest? — Aber, pfui, da wärest du ja ein Dieb! — Doch niemand würde es ja wissen, dachte er weiter. Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr hin und eilte in den Schornstein.

Auch als er nach Hause gekommen war, konnte er die Uhr nicht vergessen. Wo er ging und stand, war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken an dieselbe los zu werden, aber umsonst. Endlich entschlofs er sich, in das Schlofs zurückzukehren und die Uhr zu holen.

Als er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, dafs er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Tische, auf welchem er die Uhr liegen sah. Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch gröfsere Kostbarkeiten, Ohrringe, Armbänder und dergleichen erblickte.

Soll ich? sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder zitterten. Soll ich?

Aber wär' ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Leben lang? Könnt' ich wohl jemals wieder ruhig schlafen? Könnt' ich wohl jemals einem andern wieder frei ins Gesicht sehen?

Wohl wahr! Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch, könnte schöne Kleider tragen, hätte vollauf zu essen und zu trinken.

Aber wenn ich entdeckt würde? Doch wie könnt' ich entdeckt werden? Es sieht's ja niemand!

Niemand? Sieht denn Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du ruhig sterben können?

Bei diesen Worten überlief ihn ein Schauder. Nein! sagte er, indem er die Kostbarkeiten hinwarf, lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht! Mit diesen Worten eilte er auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen war.

Am folgenden Morgen liefs die Prinzessin den Knaben zu sich kommen. „Höre, Kleiner,“ sagte sie zu ihm, als er ins Zimmer trat, „warum nahmst du denn gestern Abend die Uhr und den Schmuck nicht? Ich habe alles gehört; danke Gott, mein Sohn, dafs er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten! Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich nähren und kleiden. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Übelthat einfalle.“

Dem Knaben quollen heifse Thränen aus den Augen; er wollte danken; aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen.

Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe genofs eine gute Erziehung und wurde ein braver, frommer und geschickter Mann.

130. Gottes Zucht.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last:
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt.

Nun fällt eins nach dem andern,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft. —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nicht zu oft.

131. Hausinschriften.

Unsere Väter hatten die schöne Sitte, den Giebel ihres Hauses oder den Eingang in dasselbe mit einem frommen

Spruche zu schmücken. Noch findet man in manchen Gegenden, besonders im Gebirge, beherzigenswerte Sprüche an den Häusern. Da liest man:

Wir sind nur kurze Gäste und bau'n uns hier so feste; doch, wo wir sollen ewig sein, da richten wir uns wenig ein.

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden; wer sich verläßt auf Jesum Christ, dem muß der Himmel werden.

Wer ein und aus geht durch die Thür, der soll bedenken für und für, daß unser Heiland Jesus Christ die rechte Thür zum Himmel ist.

Dieses Haus steh' in Gottes Hand; der Herr bewahr's vor Feuer und Brand, und alle, die gehn aus und ein, laß dir o Herr, befohlen sein!

Des Hauses Zier ist Reinlichkeit,
Des Hauses Ehr' Gastfreundlichkeit,
Des Hauses Segen Frömmigkeit,
Des Hauses Glück Zufriedenheit.

132. Die Jahreszeiten.

Die Wiese grünt; der Vogel baut;
Der Kuckuck ruft; der Morgen taut;
Das Veilchen blüht; die Lerche singt;
Der Obstbaum prangt: der Frühling winkt.

Die Sonne sticht; die Rose blüht;
Die Bohne rankt; das Würmchen glüht;
Die Ähre reift; die Sense klingt;
Die Garbe rauscht: der Sommer winkt.

Das Laub verwelkt; die Schwalbe flieht;
Der Landmanu pflügt; die Schneegans zieht;
Die Traube reift; die Kelter rinnt;
Der Apfel lockt: der Herbst beginnt.

Der Sang verstummt; die Axt erschallt;
Das Schneefeld glänzt; das Waldhorn schallt;
Der Schlittschuh eilt; der Schneeball fliegt;
Die Flut erstarrt; der Winter siegt.

133. Vier berühmte Reisende.

Vater. Kinder, heute sollt ihr eine Reisebeschreibung von mir hören! Es sind vier Reisende, von denen ich euch erzählen will. Sie ziehen über einen großen Teil der Erde hin, über Berge, Meere und Flüsse, aus einem Lande in das andere.

Heinrich. Kommen sie denn auch zu uns?

Vater. Allerdings; einer von ihnen ist gerade jetzt hier. Sie waren alle schon oft in unserem Lande und werden noch oft wiederkehren; sie sind unermüdlich im Reisen.

Friedrich. Das sind gewiß keine wirklichen Reisenden!

Vater. Damit ihr nicht hin und her ratet, was sie seien, so will ich sie euch genau beschreiben. Der erste Reisende ist ein Maler und Musiker.

Pauline. Dann sind's gewiß wirkliche Reisende!

Heinrich. Ja, das müssen Menschen sein!

Vater. Ich weiß nicht, ob der, den ich eben nannte, die Malerei oder die Musik besser versteht. Er malt die herrlichsten Landschaften, und alle Menschen freuen sich über seine Gemälde.

Friedrich. Wenn er einmal durch unser Land kommt, so sage es uns doch, lieber Vater! Diese schönen Gemälde möchte ich sehen; ich zeichne so gerne und könnte gewiß daran etwas lernen.

Vater. Bäume und Blumen, Bäche und Quellen malt er so natürlich, daß sie in der Wirklichkeit nicht schöner sind.

Heinrich. Du hast aber schon oft gesagt, Vater, die Natur sei schöner als alle Gemälde.

Vater. Ja! aber dieser Künstler versteht so zu malen, wie kein anderer Maler auf Erden. Wenn ich euch einmal eines seiner Gemälde zeigen werde, einen Wald oder eine Wiese, so werdet ihr mir recht geben.

Pauline. Und auch ein Musiker ist er?

Vater. Ja! und zwar der beste, den ich je gehört habe. Die Musik, die er macht, ist schöner, als die der größten Tonkünstler; sein Gesang ist reizender, als der Gesang der berühmtesten Sänger und Sängerinnen.

Friedrich. Wo singt er denn?

Vater. Er macht eine Ausnahme von andern reisenden Sängern, die sich gewöhnlich in Zimmern und Sälen um Geld hören lassen. Er singt für jedermann umsonst auf Wiesen und Feldern, am liebsten in Wäldern, in Blütenduft und Sonnenschein.

Heinrich. Das ist am Ende gar ein Vogel!

Friedrich. Die Vögel sind ja aber keine Maler!

Vater. Er ist kein Vogel; aber er reist mit den Vögeln, oder richtiger gesagt, die Vögel ziehen mit ihm. Er reist mit Schwalben und Störchen; Kuckucke, Lerchen und Nachtigallen lassen ihre Stimme erschallen, wenn er kommt. Er selbst ist ein fröhlicher Jüngling, der überall willkommen ist.

Heinrich. Also doch ein Mensch!

Vater. Er ist grün gekleidet und hat Veilchen auf dem Hute stecken. Er unterhält sich gern mit den Landleuten und ermuntert sie, die Saatfelder zu bestellen.

Pauline. Aber warum zieht er denn immer in allen Ländern umher?

Heinrich. Andere Sänger reisen ja auch und lassen sich vor den vornehmen Leuten hören.

Friedrich. Er wird eben Landschaften aufnehmen, merkwürdige Gegenden und schöne Blumen und Bäume abzeichnen wollen.

Vater. Der zweite Reisende ist ein Gärtner; man könnte auch sagen: ein Landmann.

Friedrich. Der zieht gewiß in der Welt umher, um die Gewächse kennen zu lernen und um zu sehen, wie man in anderen Ländern den Acker bebaut?

Vater. Er weilt gern in den Blumengärten, auch die Scheunen besucht er. In der Mittagshitze legt er sich in den Schatten eines Baumes und ißt Kirschen und Beeren.

Heinrich Da möcht' ich ihm Gesellschaft leisten!

Vater. Er ist ein lieber, freundlicher Mann. Seine Kleider sind grünlich, bläulich und goldig; doch zieht er manchmal seinen Rock aus, wenn es ihm zu heiß wird.

Heinrich. Und geht in Hemdärmeln?

Vater. Allerdings; aber dann sehen ihn die Menschen gar nicht gern. — Weil er gern weit reisen und viel in einem Tage ausrichten möchte, so liebt er die langen Tage.

Pauline. Die habe ich auch lieb, obwohl ich nicht reise.

Vater. Der dritte Reisende ist ein ernster Mann in gelblichem Kleide, der gern mit Schwalben und Störchen zieht.

Friedrich. Das ist wohl wieder ein Sänger?

Vater. Nein! ein Jäger ist's; er macht Jagd auf Hasen, Hirsche und Rehe. Er streift in den Wäldern umher, und wenn er durchreist, müssen die Blätter von den Bäumen fallen. Aus Büchsenknall und Hundegebell macht er sich mehr als aus Blütenduft und Vogelgesang. Er ißt das Obst gern; recht viele Äpfel und Nüsse sind seine Freude; besonders liebt er die Trauben und den Wein.

Pauline. Warum zieht er denn aber in allen Ländern umher? Das alles könnte er zu Hause ja auch haben.

Friedrich. Daheim bei ihm werden keine Wälder sein, so daß er dort nicht auf die Jagd gehen kann.

Vater. Der vierte Reisende endlich ist ein Greis mit bleichen Wangen, der oft sehr verdrießlich und finster drein schaut. Seine Kleider sind grau und weiß, ebenso Haare und Bart.

Heinrich. Was ist denn der?

Vater. Ein Baumeister: er errichtet besonders gern

Brücken, die aber gewöhnlich nach ein paar Monaten oder noch früher wieder einfallen.

Friedrich. Das ist mir ein schlechter Baumeister!

Heinrich. Der sollte das Bauen bleiben lassen!

Vater. Er liebt die langen Nächte und hockt gern hinter dem Ofen.

Pauline. Er ist wohl recht träg und verzärtelt?

Vater. O nein! Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren und Schneeballenwerfen ist seine größte Freude. Am Abend geht er in Pelz gehüllt ins Haus und lauscht den Märchen, welche die Großmutter hinter dem Ofen erzählt.

Pauline. Ach, die höre ich gern!

Friedrich. Ich merke ein wenig, wer der Mann sein mag.

Heinrich. Von Blumen mag der gewiß nichts wissen!

Vater. O ja! auch gewisse Blumen hat er gern.

Friedrich. Dann ist's doch nicht der, den ich meine.

Vater. Aber seine Blumen riechen nicht, und die Menschen lieben sie nicht.

Heinrich. Ziehen denn die vier Reisenden mit einander?

Vater. Man sagt gewöhnlich, sie seien Brüder; doch reisen sie nicht mit einander, sondern hinter einander. Keiner kann den andern leiden, und jeder jagt den vorhergehenden fort. Zuerst erscheint der jüngste der Maler, dann der Gärtner, dann der Jäger und zuletzt der älteste, der Baumeister.

Friedrich. Reisen sie immer in dieser Reihenfolge durch die Länder?

Vater. Ja! und auch zu uns kommen sie alle Jahre in dieser Reihenfolge.

Die drei Kinder. Ich weiß, wer die Reisenden sind?

Vater. Nun, wer denn?

Die drei Kinder. Die vier Jahreszeiten.

Vater. Richtig! Der Maler ist?

Friedrich. Der Frühling. Der Gärtner ist der Sommer.

Heinrich. Der Jäger ist der Herbst.

Pauline. Und der Baumeister ist der Winter.

134. Der April.

April, April!
Weiß nicht, was er will,
Ist gar ein launischer Gesell,
Bald düster, bald hell;
Bald lacht er wie Maiensonnenschein
Dir freundlich und hell ins Herz hinein
Und grüßt dich mit Blicken, mit frühlingswarmen;
Bald weint er und heult schier zum Erbarmen.

Bald läßt er des Sommers Strahlen blitzen,
Daß Perlen dir von der Stirne schwitzen;
Bald rüttelt und schüttelt er deine Glieder
Und hagelt und wettert wild hernieder.
Dem Frühling heut zu dienen, beginnt er,
Und morgen dient er wieder dem Winter,
Ist eben zweier Herren Knecht
Und macht's drum keinem Herren recht,
Will sich für keinen von den beiden
Mit ehrlich festem Sinn entscheiden.
Da lob ich mir — denn der kommt bald herbei —
Vor allem doch den Monat Mai.

135. Der Frühling.

a.

Der Winter ist vergangen, und der Frühling hat seinen Anfang genommen. Die Sonne steigt früher am Himmel empor und sinkt später am Horizonte hinab. Mildere Lüfte wehen, und der Schnee schmilzt auf den Bergen. Gräser und Kräuter sprießen und schmücken die falben Wiesen mit frischem Grün. Die Bäume belauben sich, und zahllose Blätter brechen aus den schwellenden Knospen hervor. Aus dem Walde ertönt der Ruf des Kuckucks, und aus dem fernen Süden kehrt der Storch in sein altes Nest zurück.

b.

Nun ist er wieder da, der lang ersehnte Frühling mit seinen Freuden! Die Sonne sendet ihre belebenden Strahlen auf die verjüngten Gefilde. Ein wolkenloser Himmel lacht über der grünenden Flur. Das Gras sproßt auf den Wiesen. Das Veilchen blickt aus den Hecken hervor und verbreitet seinen wohlriechenden Duft. Die Vöglein im Walde und in den Gärten stimmen ihre Lieder an und bauen ihre Nester. Das Lamm hüpft auf der Aue, und der Hirte bläst die Schalmei. Der Landmann bestellt seinen Acker und streut den Samen auf Hoffnung aus. Die Kinder verlassen die dumpfen Gemächer und spielen auf blumigen Wiesen. Sie pflücken die Blumen, die der Frühling spendet, und winden einen Strauß, um die geliebten Eltern damit zu erfreuen.

Ein guter Gott ist es, der uns den Frühling schenkt, der die Erde verjüngt, der die Blumen sprießen heißt, den Himmel in blau, die Felder in grün kleidet, die Bäume mit jungem Laube schmückt. Wir wollen ihn lieben, den gütigen Vater im Himmel, der uns nach den Stürmen des Winters den lieblichen Frühling schenkt!

136. Feldmarschall Frühling.

Der Frühling ist ein Feldmarschall,
Hat mancherlei Soldaten;
Trompeter sind die Lerchen all';
Landsknechte sind die Saaten.

Heuschrecken sind die Reiter sein,
Und Grillen sind die Pfeifer;
Sie reiten, pfeifen lustig drein
Und zeigen grofsen Eifer.

Es sind die Blüten sein Geschütz;
Damit jagt er den Winter,
Und ist's auch zu nichts weiter nütz,
So schadet's doch nicht minder.

Saht ihr noch niemals, wie er ficht,
Von Eis befreit die Räume?
Es schiefst das Gras, die Sonne sticht;
Es schlagen aus die Bäume.

Und wie der Blitz fegt er das Land;
Die Knospen platzen, knallen. —
Glück auf, du mit der tapfern Hand.
Du Feldmarschall vor allen!

137. Zwei Rätsel.

1. *Im Felde sucht's der Kriegerstand,*
Um Lorbeern zu erringen;
Im Frieden weifs des Mädchens Hand
Aus Blumen es zu schlingen;
Und trabt es durch der Wüste Sand
Hebt es umsonst die Schwingen.

2. *Ich weifs ein bunt bemaltes Haus;*
Ein Tier mit Hörnern schaut heraus;
Das nimmt bei jedem Schritt und Tritt
Sein Häuschen auf dem Rücken mit;
Doch rührt man an die Hörner fein,
Zieht's langsam sich ins Haus hinein.

138. Storch und Spatz.

Es hat der Storch sein Nest gebaut,
Und als er froh umher nun schaut,
Hoch über allen Häusern,
Da sitzt vor ihm ein kleiner Spatz
Und bittet um ein wenig Platz
Zum Nestchen in den Reisern.

Da spricht der Storch: Mein Nest ist grofs;
Du bist ein kleines Vöglein blofs;
Ich thu' dir nichts zu leide;
Du bist in gutem Schutz bei mir;
Auch nehm' kein Mietgeld ich von dir;
Platz ist ja für uns beide!

Das Spätzlein dankt und baut sich an.
Der Storch hat ihm kein leid gethan
Und hat es nicht verstofsen.
So wohnten beide lange Zeit
In Frieden und in Einigkeit,
Der Kleine bei dem Grofsen.

139. Maiblumen.

Die Luft ist blau; das Thal ist grün;
Die kleinen Maienglocken blühn
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.
Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Der diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte!

140. Wanderlied.

Der Mai ist gekommen; die Bäume schlagen aus!
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus.
Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mein Sinn in die weite, weite Welt.

Frisch auf denn, frisch auf denn im hellen Sonnenstrahl,
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal!
Die Quellen erklingen; die Bäume rauschen all';
Mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmet ein mit Schall!

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da weht Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt.
Wie bist du doch schön, o du weite, weite Welt!

141. Der fromme Landmann.

Ein frommer Bauersmann bestellte im Frühjahre sein Feld Er düngte, ackerte, säete und eggte. Als er mit seiner Arbeit zu Ende gekommen war, kniete er nieder, blickte zum Himmel und sprach vertrauensvoll: Lieber Gott! ich habe das Meinige gethan; ich bitte dich, thue nun auch Du das Deinige!

Und der treue Gott schickte zur rechten Zeit Tau und Regen, heiteres Wetter und Sonnenschein. Er wandte von den Feldern gnädig ab Dürre und Nässe, Reif und Hagel und krönte das Jahr mit seinem Gut.

Der du im Schweiße deines Angesichts den Acker bauest, biederer Landmann, thue redlich das Deinige und für das Übrige laß den Himmel sorgen!

An Gottes Segen
Ist alles gelegen.
Bet und arbeit;
Gott gibt allzeit.

142. Das Weizenkorn.

Seht einmal dies Körnlein an! Es ist ein Weizenkorn und ein bißchen Mehl darin, aber kein Leben, wie es scheint. Legt's ins Land und deckt es mit Erde zu, so scheint es tot und auf immer begraben. Laßt aber des lieben Gottes Sonne darauf scheinen und seinen Tau darauf fallen, da wird das Keimchen nicht lange säumen, sondern bald mit einem roten Häubchen und grünen Wämschen aus seinem Grabe hervorlugen, und wenn Gott Segen und Gedeihen gibt, wird es mit der Zeit ein stattlicher Halm werden und oben dran eine krause Ähre mit dreißig, vierzig, fünfzig Körnlein. Da hättet ihr schon, wenn's gemahlen wäre, einen Beitrag zu einem Milchbrötchen. Aber wißt ihr auch, daß an einem Weizenkörnchen unser ganzes

Einmaleins in die Brüche geht? So ist es. Denn, gebt acht; jetzt sagt das Körnlein: „Einmal eins ist eins!“ und da hat's recht; aber wenn eine Ähre daraus geworden ist, so spricht's: „Einmal eins ist dreißig, vierzig, fünfzig!“ und da hat's abermals recht.

Diese Art des Rechnens darf uns nicht befremden. Unser lieber Herr, da er auf Erden wandelte, hat auch ganz anders gezählt und gerechnet als die andern Menschen. Denkt ihr an die zwei Scherflein, die da machen einen Heller? Als die Witwe sie in den Gotteskasten legte, sagte er, sie habe mehr gegeben, als alle, die vor ihr eingelegt hatten. — Wenn ihr's noch nicht begreift, so werdet ihr es mit der Zeit schon verstehen lernen. Alles hat seine Zeit.

Aber seht euch doch das Weizenkörnlein noch einmal an! Siehts nicht aus wie Gold? Wie, wenn's Gold wäre, und alle Weizen- und Roggenkörnlein wären Gold und trügen eitel goldene Ähren, wenn man sie säete! Das wäre nicht übel; sagst du. Aber wie? Wenn du aus Goldkörnern nährende Speise bereiten wolltest? Nein, da lobe ich mir mein Weizenkörnlein; es ist ein Leben darin, und es kann wachsen und gedeihen und viel Frucht bringen. Legt ihr dies Körnlein in ein gut Land, so bringt's, wie gesagt, eine Ähre mit vielen Körnlein, und säet ihr diese aus und verwendet eure Ernte wieder zur Aussaat, so bekommt ihr mit der Zeit ein ganzes Weizenfeld, und so könnte es fortgehen bis ans Ende der Welt, und man hätte bald nicht Säcke genug, den Weizen darein zu fassen. Begreift ihr nun, warum unser Herr sein Wort nicht mit Gold oder Silber, sondern mit einem Weizenkorn vergleicht?

143. Das Samenkorn.

Der Sämann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und, wundersam! das er gesät,
Das Körnlein, wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schoſs
Und wickelt es im Stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein rötlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
Und fleht um Tau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm.
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn;
Es mufs im Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
Der Himmel deckt mit weifsem Schnee
Der Erde Kindlein freundlich zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht;
Die Lerche singt; das Korn erwacht;
Der Lenz heifst Bäum' und Wiesen blühn
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Ähren, schlank und schön,
Mufs nun die Halmensaat erstehn.
Und wie ein grünes, stilles Meer
Im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Ährenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
Geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht; die Sichel klingt;
Die Garbe rauscht; gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

144. Der Sommer.

a.

Auf den Frühling folgt der Sommer. Er beginnt im Monat Juni. Die Sonne geht früher auf und später unter, als im Frühling. Deshalb werden die Tage länger und die Nächte kürzer. Die Hitze ist oft sehr groß. Dem fleißigen Arbeiter rinnt der Schweiß von der Stirn. Manchmal sendet der liebe Gott einen Regen, der Menschen, Tiere und Gewächse erquickt. Oft ziehen schwere Gewitterwolken am Himmel hin. Dann blitzt und donnert es gewaltig; der Sturm braust und

der Regen stürzt in Strömen vom Himmel. Unzählige Blumen schmücken jetzt Wald und Feld. Das Gras auf den Wiesen wird gemäht. Die Kirschen und viele Beeren reifen. Das Getreide färbt sich gelb und wird eingeerntet. Überall ist frohes Leben.

b.

Auf den lieben Frühling folgt der Sommer mit seinen heißen Tagen. Die Sonne beschreibt am Himmel einen mächtigen Bogen und steht am Mittag fast senkrecht über unserem Scheitel. Tag um Tag und Woche um Woche sendet sie oft vom wolkenlosen Himmel ihre glühenden Strahlen zur lechzenden Erde; dann schmachten die duftenden Blumen, das saftreiche Gemüse, das reifende Obst, die wogenden Saaten nach einem erquickenden Regen. Da trübt sich der Himmel, und es türmen sich Gewitterwolken auf. Blitze durchzucken die Luft; der Donner rollt; der wohlthätige Regen strömt nieder und tränkt die Erde mit ihren Blumen, Kräutern und Bäumen. In frischem Grün prangen nun wieder Wald und Flur; die Blumen erheben ihre Häupter und wenden ihre glänzenden Augen dem Sonnenlichte zu; munter und fröhlich singt der Chor der Vögel im Hain.

Die andauernde Hitze reift die Sommerfrüchte. Die Kirschen röten sich und lächeln uns aus dem noch frischen Grün der Bäume lockend entgegen. Am niedern Gesträuche reifen die Stachel- und Johannisbeeren, welche die Kinder mit Lust pflücken. Die Ähren schwellen; das Korn und der Weizen werden gelber; der Schnitter schärft Sense und Sichel, um den Segen der Felder zu ernten. Reichbeladene Wagen fahren der leeren Scheune zu; mit Wohlgefallen sieht der Landmann, wie diese sich von neuem mit dem Segen der Felder füllt, und preist des Schöpfers Güte.

145. Das Leben im Sommer.

Welch schöne Jahreszeit! Wahrlich, ich weiſs oft nicht, bleib' ich in der Stadt oder geh' ich aufs Feld, so sehr ist's überall gleich hübsch. Geht man zum Thore hinaus, so freut man sich über die Bettler, die jetzt nicht frieren, und die Postreiter, die mit vieler Lust die ganze Nacht zu Pferde sitzen können, und die Schäfer, die im Freien schlafen. Man braucht kein dumpfes Haus; jede Staude macht man

zur Stube und hat dabei die guten, emsigen Bienen vor sich und die prächtigsten Zweifalter. Wegen des Jagdgesetzes wird nichts geschossen, und alles Leben in Büschen und Furchen und auf Anhöhen kann sich so recht sicher ergötzen. Überall kommen Reisende auf allen Wegen daher und haben die Wagen meist zurückgeschlagen; den Pferden stecken Zweige im Sattel und den Fuhrleuten Rosen im Munde. Die Schatten der Wolken laufen; die Vögel fliegen inzwischen auf und ab; Handwerksbursche wandern leicht mit ihren Bündeln und suchen keine Arbeit. Sogar im Regenwetter steht man gern draufsen und riecht die Erquickung, und dem Viehhirten schadet die Nässe nicht. Und ist's Nacht, so sitzt man nur in einem kühleren Schatten und sieht den Tag am Horizonte dämmern. Wohin ich nur blicke, finde ich mein liebes Blau; am Flachs in der Blüte, an den Kornblumen und am göttlichen, unendlichen Himmel, in den ich gleich hineinspringen möchte wie in eine Flut. Kommt man nun wieder nach Hause, so findet sich in der That frische Wonne. Die Gasse ist eine wahre Kinderstube; sogar abends nach dem Essen werden die Kleinen, ob sie gleich sehr wenig bekleidet sind, wieder ins Freie gelassen und nicht wie im Winter unter die Bettdecke gejagt. Man ifst am hellen Tage des Abends und weifs kaum, wo der Leuchter steht. Im Schlafzimmer sind die Fenster Tag und Nacht offen, auch die meisten Thüren des Hauses, ohne dafs es schadet. Überall liegen Blumen, neben dem Tintenfasse, auf den Papieren und auf den Ladentischen. Die Kinder lärmen sehr, und man hört das Rollen der Kugeln auf den Kegelbahnen. Die halbe Nacht geht man auf den Gassen auf und ab und sieht die Sterne am hohen Himmel glänzen. O Gott, welches Freudenleben auf dieser kleinen Erde!

146. Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All' an des Baumes Äste
Und sassen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schwanken Zweigen;
Sie aſsen Licht und tranken Tau
Und wollten auch nicht schweigen.
Sie sangen leise, leise
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmelblau.
Wenn Wetternacht auf Wolken saſs,
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naſs
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.
Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren;
Ihr Frohsinn war verloren;
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.
Da trat ein starker Mann zum Baum
Und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln.
Die bunten Vöglein girrten
Und aus einander schwirrten;
Wohin sie flogen, weiſs man kaum.

147. Die Heuernte.

Sobald das Gras reif geworden ist, beginnt die Heuernte. Wenn der Tag graut, gehen die Mähder an ihr Geschäft, das ihnen manchen Schweißtropfen kostet. Nach wenigen Stunden liegt das abgemähte Gras in langen Schwaden, welche auf der ganzen weiten Wiese zerstreut werden. Von Zeit zu Zeit wenden es die rührigen Landleute um, bis es vollständig dürr geworden ist. Gegen Abend haben diese erst alle Hände voll zu thun. Indes die einen das Heu zusammenrechen, laden es andere auf den Wagen. Man ruht und rastet nicht, bis dasselbe unter Dach gebracht ist. Je günstiger die Witterung, desto rascher geht die Heuernte zu Ende.

148. Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst früh in Geschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
„Ach, Mutter, wir schweben in großer Gefahr!

Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
„Der Weizen ist reif; die Mahd muß geschehn;
Geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn.“
„O,“ sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit;
Nicht flugs sind die Nachbarn zu Diensten bereit.“

Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
„Ach, Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:

„Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich;
Geh rings nun zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemut sehn,
So helft ihm morgen sein Weizenfeld mähn!“
„O,“ sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit;
Nicht flugs ist die Sippschaft zur Hilfe bereit.“

Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
„Ach, Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:

„Uns ließen auch unsre Verwandten im Stich;
Ich rechne nur einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wenn morgen die Hähne krähn,
Selbander uns rüsten, den Weizen zu mähn.“
„Ja,“ sagte die Wachtel, „nun ist's an der Zeit;
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!

Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Lüfte gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand."
Die Wachtel entfloh mit den Kindern geschwind,
Und über die Stoppeln ging tags drauf der Wind.

149. Einkehr.

1. Bei einem Wirte wundermild
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er alle Zeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

150. Sommergesang.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben!

Die Bäume stehen voller Laub;
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft;
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus;
Der Storch baut und bewohnt sein Haus
Das Schwälblein speist ihr' Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh'
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz vom Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdross'ne Bienenschar
Zeucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Kriegt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet jung und alt
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüte.

Ich selbsten kann und mag nicht ruhn;
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden?

O wär' ich da! O stünd' ich schon,
Ach, süßer Gott! vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

151. Die Fülle des Sommers.

Man findet kaum ein Blatt, das nicht gewissen Arten von Tierchen zur Wohnung diente. Kaum können wir einen Schritt thun, ohne Lebendiges vor unsern Füßen wahrzunehmen! Wolken von kleinen Insekten spielen im Sonnenschein! Allenthalben umgibt dich, o Mensch, ein wunderbares vielgestaltiges Leben! Es wühlt unter deinem Sitze; es zirpt dir zur Seite; es schwebt über deinem Haupte; es singt hinter dir; es flattert vor dir.

Es sind Wesen, die, wie du, leben wollen auf dieser Erde nach ihres Schöpfers Willen, denen er angewiesen hat den Ort, wo sie wohnen und die Speise, womit sie sich nähren sollen, die den Schmerz fühlen und die Freude suchen, wie du, o Mensch! Wolltest du eines derselben verachten? Wolltest du sie nicht einer Betrachtung würdigen? Du kannst mit einem Fußtritte hundert töten, aber du kannst nicht ein einziges bilden. Du mußt bekennen: dazu gehört die allmächtige Hand Gottes.

Ihn predigt Sonnenschein und Sturm;
Ihn preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!

152. Die Einfahrt.

Die Sonne will untergehen. Geschäftig tummeln sich Schnitter und Schnitterinnen, um das Getreide in Garben zu binden. Der Erntewagen steht auf dem Stoppelfelde. Die Pferde scharren ungeduldig mit den Füßen. Jetzt beginnt das Aufladen der Garben; bald fliegt die letzte auf den Wagen.

Der Knecht läßt die Peitsche knallen, und nun ziehen die Pferde an, anfangs mühsam keuchend im lockern Ackerboden, dann aber auf fester Straße wacker ausgreifend. Des Landmanns Buben und Mädchen begleiten den Wagen und bewillkommnen mit Freudengeschrei die Mutter, die mit dem Säuglinge auf dem Arme ihren Lieben entgegen geht. Der schwerbeladene Wagen schwankt durch den Hof und in die Scheune hinein. Schnurrend wird das Seil herabgezogen. Die Garben wandern von Hand zu Hand auf den Boden der Scheune oder in die Bansen. Die Pferde werden ausgespannt, und während die Hausfrau das Gesinde zum Abendbrot ruft, führt der Knecht die ermüdeten Tiere in den Stall an die gefüllte Krippe.

153. Rätsel.

Was ist das: Vom Felde kommt's in die Scheune,
Vom Flegel dann zwischen die Steine,
Aus dem Wasser endlich in große Glut;
Dem Hungrigen schmeckt es allzeit gut.

154. Der Herbst.

Die Tage werden immer kürzer, und der Herbst naht. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt ab. Die meisten Singvögel ziehen in wärmere Länder; nur der Sperling, der Goldammer, der Rabe und einige andere bleiben in unserer Gegend zurück.

Wenige Blumen, wie die Aster und die Georgine (Dahlie) blühen noch in den Gärten, und auf den Wiesen erscheint die Herbstzeitlose, der unwillkommene Vorbote des Winters.

Birnen, Äpfel, Nüsse und anderes Obst sind reif. Fröhliche Knaben klettern auf die Bäume, brechen die rotwangigen Äpfel und saftigen Birnen und legen sie in die Körbe. Manches Obst wird für den Winter aufbewahrt. Man legt es auf Stroh, wo es mürbe wird und an Schmackhaftigkeit gewinnt.

Der Winzer schneidet die reifen Trauben ab und bringt sie in die Kelter. So gewinnt er den süßen Most, der als Wein des Menschen Herz erfreut.

Bald ist das Feld tot und stille, und rauhe Winde wehen über die Stoppeln. Nur hie und da bestellt noch ein Landmann die Wintersaat, und auf verborgenen Wegen schleicht der Jäger, um das sorglose Wild zu überraschen.

155. Herbstlied.

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub;
Das Leben mit seinen Träumen
Zerfällt in Asch' und Staub.

Die Vöglein traulich sangen!
Wie schweigt der Wald jetzt still!
Die Freud' ist fortgegangen;
Kein Vöglein singen will.

Die Freude kehrt wohl wieder
Im künft'gen lieben Jahr,
Und alles tönt dann wieder,
Was hier verklungen war.

Der Winter sei willkommen;
Sein Kleid ist rein und neu!
Den Schmuck hat er genommen;
Den Keim bewahrt er treu.

156. Dorfmusik.

1. Hoch auf dem Zaun der Gockelhahn
Fängt die Musik mit Krähen an;
Die Hühner stimmen lustig ein;
Die Gans will auch nicht stille sein.

2. Die Ziege meckert in dem Stall;
Es blöken laut die Schäflein all';
Es bellt der Hund, und grunzend schrei'n
Die Schweine alle, groß und klein.

3. Das Spätzlein selbst mit hellem Klang
Stimmt an den traulichen Gesang;
Im tiefsten Basse brummt dazu
Im Stalle hier die alte Kuh.

4. Die Drescher in der Scheune dort,
Sie schlagen flink in einem fort
Den Takt dazu, daß laut es knallt
Und weit durchs ganze Dorf hinschallt.

5. Das quiekt und schreit; das pfeift und summt;
Das klopft und grunzt; das blökt und brummt! —
Wer hört je in der Stadt solch Stück? —
Das ist die lust'ge Dorfmusik!

157. Knabe und Zugvögel.

1. K. Ihr Vögelein alle, wohin, wohin?
V. Nach wärmerem Lande steht unser Sinn.
K. So weit über Berg und Feld und Meer?
Verirrt ihr euch nicht gar zu sehr?
V. Der liebe Gott mit seiner Hand,
Der führt uns immer ins rechte Land.

2. Der Knabe sah ihnen nach so weit:
„Zieht hin, ihr habt ein gut Geleit!"
Er blickt zum Himmel dann hinan:
„Herr, führ' auch mich auf rechter Bahn!"
Der hörte es gern in seiner Gnade,
Bewahrte sie beide auf ihrem Pfade.

158. Abschied der Zugvögel.

Wie war so schön doch Wald und Feld!
Wie ist so traurig jetzt die Welt!
Hin ist die schöne Sommerzeit,
Und nach der Freude kam das Leid.

Wir wußten nichts von Ungemach;
Wir saßen unterm Laubesdach
Vergnügt und froh beim Sonnenschein
Und sangen in die Welt hinein.

Wir armen Vöglein trauern sehr;
Wir haben keine Hoffnung mehr.
Wir müssen jetzt von hinnen fliehn
Und in die weite Ferne ziehn.

159. Herbsteszeit, trübe Zeit.

Mit Recht wird der Herbst der Zahlmeister des Jahres genannt; denn was der Landmann dem Boden anvertraut hat, das zahlt er mit reichlichen Zinsen zurück. Hier werden Kartoffeln und Rüben aus der Erde genommen; dort rauft man den nützlichen Flachs; aus dem Garten holen muntere Knaben die rotbackigen Äpfel, die goldgelben Birnen und die blauen, bereiften Zwetschgen. Manchen Gegenden bietet der Herbst als kostbares Geschenk die süßen Weintrauben dar. Darum findet man auch, wo er nur immer seines Amtes wartet, fröhliche Gesichter.

Aber bald kommen rauhe Stürme und kalte Nächte und machen den Herbst zu einer recht trüben Zeit. Das Laub der Bäume, dessen Grün unserm Auge im Sommer so wohlthuend war, ist nun fahl, grau und braun, und nicht lange währt es, so hat der Sturm die Bäume gänzlich kahl gefegt und treibt sein loses Spiel mit den Blättern. Die Blumen in den Gärten neigen, vom tödlichen Froste getroffen, ihr Haupt. Still und öde wird es in der Natur. Die lieben Sänger in Feld und Wald fühlen sich nicht mehr heimisch bei uns; sie rüsten sich

zur Abreise in wärmere Gegenden, und bald ist ihr fröhlicher Gesang vollends verstummt.

Nur die Sterne bleiben uns treu; aber auch ihren Anblick scheint uns der Herbst nicht zu gönnen; denn häufig bedecken dunkle Wolken den nächtlichen Himmel. So verläßt uns im Herbst alles, was uns im Sommer durch seinen Glanz und seine Pracht erfreute, und darum können wir mit Recht sagen: Herbstzeit, trübe Zeit!

160. Der Winter.

Im Winter ruht die Erde und sammelt gleichsam neue Kräfte für den künftigen Frühling. Die Bäume haben ihren Schmuck verloren nnd stehen entlaubt da. Die Blumen sind verblüht; das Gras ist verwelkt, und die ganze Natur ist still. Die meisten Singvögel sind fortgezogen; nur die stille Meise schlüpft in den laublosen Zweigen und zirpt kaum hörbar ihren leisen Gesang, damit den Winter, den grimmigen Gebieter, ihr Klagelied nicht erzürne. Meister Spatz, der verschlagene Gauner, hat in der Stadt und vor den Tennen seine Winterquartiere bezogen.

In Pelze gehüllt huschen die Menschen aneinander vorüber und suchen die angenehm durchwärmten Zimmer. Manche arme Leute haben weder Holz, noch warme Kleidung und müssen daher frieren. Könnten wir doch allen helfen!

Durch die Kälte verwandelt sich das Wasser in Eis, uud Flüsse und Teiche sind davon bedeckt. Die Dünste in der Luft gefrieren und fallen als Schnee herab. Dieser bedeckt Dächer, Strafsen und Fluren mit einem weifsen Teppich und schützt die junge Saat vor Frost.

Im Freien sieht man jetzt wenige Spaziergänger; denn das Wetter ist oft sehr rauh; aber ein Gang in den Wald würde uns reichlich lohnen. Da steht jetzt die kleine Welt der Pflanzen im schönsten Schmucke. Hier leuchten die scharlachroten Köpfchen der Tausendschönflechte oder des Korallenmooses; dort stehen die graugrünen Becherflechten, zierlich gebaut, wie Champagner-Gläschen und scheinen des Mundschenken zu harren, der sie mit süfsem Tranke füllt. Und horch! Vernimmst du nicht vom Wipfel eines Baumes Laute, die wie das Piepen der Vöglein klingen? Du hast dich nicht getäuscht; denn in dem kleinen Hause des Kreuz-

schnabels geht es jetzt gar lustig her. Seinen eben ausgeschlüpften Jungen hat der gütige Gott den Tisch reichlich gedeckt mit dem Samen der Nadelhölzer, der ihnen zur Nahrung angewiesen ist.

Während der langen Winterabende bleiben die Kinder zu Hause. Da können sie um Nüsse und Äpfel spielen, oder in nützlichen Büchern lesen und sich dadurch angenehm die Zeit vertreiben. Auch das liebe Weihnachtsfest wird im Winter gefeiert. Es soll uns an die Geburt des Heilandes der Welt erinnern. Da gehen alle, grofs und klein, andächtig in das Haus Gottes und danken ihm für die Sendung seines Sohnes. Die Kinder aber werden an diesem fröhlichen Feste von ihren guten Eltern beschenkt. — Ja, auch der Winter ist schön!

161. König Winter.

Hoch in der Luft, wo die dunkeln und hellen Wolken ziehen, thront der alte König Winter. Der ist ein guter, aber mitunter auch strenger Herr, vor dem sich besonders die Blumen fürchten, welche erzittern, wenn sie seinen Schritt nur von weitem vernehmen. Der alte König hat aber zwei treue Diener, welche seine Befehle vollstrecken. Der eine heißt Nordwind, der andere Ostwind. Da schickt er denn bald den einen, bald den andern herunter, damit sie hübsch aufräumen auf der Erde. Sie müssen die Dächer schmücken und lange, glänzende Eiszapfen daran aufhängen, welche köstlich flimmern, wenn die Sonne kommt. Sie malen große, weiße Blumen an die Fensterscheiben, damit die Menschen nicht gar so traurig sind, daß draußen kein Blümchen mehr blüht. Das alles thun sie aber bei der Nacht, und wenn wir aufstehen, sind sie längst mit ihrer Arbeit fertig. Übrigens sind die Winde hier bei uns nicht sehr beliebt; sie benehmen sich nicht allzufein, gehen keinem aus dem Wege und malen sogar oft dem, der ihnen begegnet oder aus dem Fenster guckt, die Nasenspitzen rot oder blau. Oft aber bringen sie doch etwas ganz Allerliebstes mit, nämlich viele, viele weiße, feine Sternchen, die wir Schneeflocken nennen. Diese netten Dinger macht der alte Winterkönig selbst und zwar aus großen, alten Regenwolken. Die zerschneidet er ganz künstlich in allerlei kleine Stückchen,

haucht sie dann mit seinem kalten Atem an, und dadurch werden sie fest. Diese weißen Schneesternchen tragen die Winde herunter auf die Erde und legen eins dicht neben das andere, und so bekommt jedes Blümchen, jedes Moos, jeder Baum und jedes Steinchen ein Deckbettchen. Die weiße Decke aber, die auf der Erde liegt, leuchtet herrlich, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen. Da können denn die alten Raben und die hungrigen Sperlinge jedes Körnchen finden, das noch da ist, und brauchen nicht lange zu suchen. Der Schnee erhellt alles, und sie finden das winzigste Krümchen — es mag auf dem Dache liegen, oder auf der Fensterbank, oder draußen auf dem Boden. Auch für die muntern Fischchen, die im hellen Wasser wohnen und nicht gar viel Kälte aushalten können, sorgt der gute Winter treulich. Er schickt seine Diener an alle Teiche und Flüsse und läßt große, spiegelglatte Stücke Eis über sie legen. Nur das Meer kann er nicht zudecken, weil er kein so ungeheueres Stück Eis hat. Unter der Eisdecke schlummern die Fische, in einen Knäuel zusammengeballt.

Aber auch für die Kinder hat der Winter etwas, und das ist doch das allerprächtigste. Er hält es viele Wochen lang in einem ganz besondern schönen Stübchen versteckt und geht oft hinein, um nachzusehen, ob nichts daran verdorben. Gehen wir ihm nach und gucken durch das Schlüsselloch, so sehen wir einen wunderschönen, dunkelgrünen Christbaum mit vielen glänzenden Kugeln, hellen Lichtern, roten Äpfeln und goldenen Nüssen, und diesen Baum bringt der gute König Winter jedes Jahr am lieben Weihnachtsfest. Darum können wir uns wohl mit dem grämlichen Greis aussöhnen.

162. Rätsel.

1.

In der Luft da fliegt's;
Auf der Erde liegt's;
Auf dem Baume sitzt's;
In der Hand da schwitzt's;
Auf dem Ofen zerläuft's;
In dem Wasser ersäuft's;
Wer gescheid ist, begreift's.

2.

Das Erste, blendend weiſs und klein,
Herab vom Himmel fiel;
Das Zweite, rund und bunt und klein,
Ist euer Lieblingsspiel.
Mein Ganzes nennt, der Gärten Zier,
Die Blüte eines Baumes dir.

163. Ein Lied, hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer.
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an;
Er scheut nicht Süſs noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's;
Er krankt und kränkelt nimmer.
Er badet sich am Eis des Meers
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läſst's vorher nicht wärmen
Und braucht sich über Fluſs in Zahn
Und Gliedern nicht zu härmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiſs er sich nichts zu machen;
Ein warmes Herz, das ist sein Drang;
Sonst haſst er warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert
Und an dem Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich' und See'n krachen:
Das klingt ihm gut, das haſst er nicht,
Dann will er tot sich lachen.

Sein Schloſs von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er dann bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

164. Der erste Schnee.

Was ist das für ein Flimmern
Vom Himmel oben her?
Was schickt ihr denn herunter,
Ihr Wolken, trüb und schwer?

Das fällt wie kleine Sternchen
Zuerst so sanft und leis,
Doch dann in dicken Flocken,
Und macht die Erde weiß.

Das wirbelt aus den Lüften
Herab auf Baum und Strauch;
Das tanzt, wenn ich so gucke,
Auf meine Nase auch.

Ihr Wolken hängt wie Säcke; —
Ach, da wird Wollmarkt sein
In eurem großen Himmel,
Ihr lieben Engelein!

Da schüttelt ihr herunter
Die Wolle, fein und kraus,
Daß sie bedeckt die Felder,
Den Garten, Hof und Haus.

Sie deckt die schwarze Erde,
Als wie ein weißer Schmelz;
Die Saaten sie bekommen
Dann einen warmen Pelz,

Die Bäume eine Jacke,
Die Kräuter einen Hut,
Die Zweiglein eine Mütze.
Wie wohl das ihnen thut.

Da können sie nicht frieren,
Ist auch der Winter kalt,
Weil ja ein wollnes Kleidchen
Um ihre Glieder wallt.

Drum schüttelt nur herunter,
Ihr lieben Engelein,
Den Schnee! Die Himmelswolle
Soll uns willkommen sein!

165. Der Winterschnee.

Ist denn dort oben Baumwolle feil?
Sie schütten uns ein redlich Teil
Herab auf Gärten und aufs Haus;
Es schneit doch auch, es ist ein Graus;
Und's hängt noch mancher Wagen voll
Am Himmel oben, merk' ich wohl.

Und wer da draufsen geht und schnauft,
Hat von der Baumwoll' sich gekauft;
Er hat davon die Schulter voll,
Den Hut dazu und läuft wie toll.
Was läufst du denn, du närrisch Blut?
Es ist doch nicht gestohlen Gut?

Und Gärten ab und Gärten auf
Hat jeder Pfahl sein Käpplein auf.
Sie meinen, grofse Herrn zu sein,
Und's Käpplein hätten sie allein.
Der Nufsbaum hat doch auch sein' Sach',
Und's Herrenhaus und's Kirchendach.

Ja Schnee ist, wo man geht und steht,
Und Stra/s' und Fu/sweg sind verweht.
Manch Samenkörnlein, klein und zart,
Liegt unterm Boden wohl verwahrt;
Und schnei's, so lang es schneien mag,
Es harrt auf seinen Ostertag.

Manch Sommervöglein schöner Art
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Hat keinen Kummer, keine Klag
Und harrt auf seinen Ostertag;
Und währt's auch lang, er kommt gewi/s;
Indessen schläft' es sanft und sü/s.

Doch wenn im Lenz das Schwälblein singt,
Die Sommerwärme abwärts dringt,
Potz tausend! wie erwacht's im Grab
Und streift sein Totenhemdlein ab!
Wo nur ein Löchlein obenaus,
Schlüpft's Leben jung und frisch heraus. —

Da fliegt ein hungrig Spätzlein her;
Ein Krümchen Brot ist sein Begehr.
Es blickt dich so erbärmlich an,
Weil's nirgends etwas finden kann.
Gelt, Bürschlein, 's waren be/sre Tag',
Als Korn in allen Furchen lag?

Da, da! doch darfst nicht neidisch sein,
Und morgen stellt euch wieder ein!
Wahr ist es, was der Heiland spricht:
„Sie säen nicht, sie ernten nicht,
Sie haben weder Pflug noch Joch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch."

166. St. Niklas.

Die Winde sausen um das Haus;
Da erzählt der Vater vom Nikolaus:
„Ihr Kinder, hört! ich hab' vernommen,
Daß bald Sankt Niklas werde kommen.

Er ist bereits auf seiner Fahrt,
Zu besuchen die Kindlein zart,
Zu sehen, was die Mägdlein und Knaben
In diesem Jahre gelernet haben
Im Beten, Singen, Schreiben und Lesen,
Auch ob sie sind hübsch artig gewesen.
Er hat auch in seinem Sack verschlossen
Gar schöne Sachen, geschnitzt und gegossen.
Den Kindern, welche hübsch fromm wären,
Will er solch schöne Sachen verehren."

Die Kinder rufen: „Wir bitten sehr,
Daß Niklas auch bei uns einkehr':
So wollen wir mit Lust und Freud'
Stets thun, was der Eltern Mund gebeut."
Und horch! Wer kommt die Stieg herauf
Mit schwerem Tritt? Die Thür geht auf —
Er ist's; doch die Kleinen nicht erschrecken
Trotz seiner Rute und seinem Stecken.
„Gott grüß euch," spricht er, „Kinderlein!
Wollt ihr Vater und Mutter gehorchen fein,
So soll euch viel Schönes bescheret sein:
Lebkuchen, Nüsse und Zuckerstern',
Auch Äpfel, Rosinen und Mandelkern'.
Doch so ihr der Eltern Willen nicht thut,
Erhaltet den Stecken ihr und die Rut'."

Der Vater spicht: „Sind alle brav,
Bedürfen zum Lernen nicht Schelte noch Straf'.
Da schüttet Sankt Niklas aus der Hülle
Der köstlichen Gaben reiche Fülle
Und spricht: Ade! Nun bleibet fromm,
Daß nächstes Jahr ich wieder komm'!

167. Die Vögel im Winter.

Lustig ist das Leben der Vögel im Sommer. Wenn aber der strenge Winter eintritt, wenn Eis die Flüsse und Bäche überzieht und fußhoher Schnee die Fluren bedeckt, dann verwandelt sich die Lust in Leid.

Manche der Vögel wußten freilich der Not zu entgehen: Storch, Schwalbe, Wachtel, Nachtigall und noch mancher andere der gefiederten Sänger haben uns mit Eintritt des Herbstes verlassen und sind in wärmere Gegenden gewandert, wo kein Schnee und kein Frost sie schreckt. Aber immer noch groß ist die Zahl der Vögel, die den Winter über bei uns bleiben, und groß ist oft ihre Not. Denn woher sollen sie auf den schneebedeckten Feldern Speise nehmen?

Höchstens sieht hie und da die dürre Rispe einer Melde oder die Samenähre des Wegerichs aus dem Schnee hervor, und Buchfinken und Lerchen wissen diese Leckerbissen wohl aufzufinden; denn man sieht sie fleißig daran sitzen und picken.

Der größte Teil der Vögel sucht in der Nähe der Wohnungen auf Landstraßen und Dungstätten seine Nahrung. Auf diesen sieht man ganze Scharen hungriger Krähen, die mit armseligen Bissen ihr Leben fristen. Auch über den Eisschollen des Flusses sieht man sie herum flattern: dort suchen sie die Überreste von Nahrungsmitteln, die das Wasser mit fortgeschwemmt hat.

In den Gärten durchsucht die Kohlmeise die Rinde der Bäume und die Ritzen der Lauben, der Zaunkönig die Zäune und Hecken nach Puppen und Insekteneiern. Die Schwarzamsel durchstöbert die Gebüsche nach gefrornen Beeren; der Eichelhäher, der im Sommer nur im Walde lebt, kommt bis in die Gärten. Samenkörner und kleine Tiere sind seine Nahrung.

Viele der kleinen Vögel suchen die Straßen der Dörfer und Städte auf und finden da wohl am ersten ein Bröckchen gegen den Hunger. Kecke Sperlinge, Goldammern, die im Sommer draußen am Bächlein hausen, flinke Haubenlerchen und einzelne Buchfinken, die es vorgezogen haben, bei uns zu bleiben, haben sich zusammengesellt. Aber ihre Feinde: Sperber, Habicht und Weihe, verfolgen sie auch im Winter, und der Sperber holt sich oft von der Straße weg einen Sperling zum Frühstücke.

Auch durch Hunger und Kälte findet manches der armen Tierchen seinen Tod. Gutherzige Menschen streuen den armen

Tierchen Körner und Brodkrümchen auf die Fenstergesimse und vor die Häuser; denn sie wissen, daß Hunger und Kälte wehe thun.

168. Winternacht.

Wie ist so herrlich die Winternacht!
Es glänzt der Mond in voller Pracht
Mit den silbernen Sternen am Himmelszelt.
Es zieht der Frost durch Wald und Feld
Und überspinnet jedes Reis
Und alle Halme silberweiſs.
Er hauchet über den See, und im nu,
Noch eh' wir's denken, frieret er zu.
So hat der Winter auch unser gedacht
Und über Nacht uns Freude gebracht.
Drum wollen wir auch dem Winter nicht grollen
Und ihm auch Lieder des Dankes zollen.

169. Der Christbaum.

Wenn der Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes anbricht und die Nacht sich über die Winterlandschaft lagert, werden die Christbäume angezündet, welche ihre hellen Strahlen hinaus in die Nacht ergießen. Weißt du was der Baum mit seinen Lichtern und Gaben dir sagen will?

Der Christbaum erinnert an den verhängnisvollen Baum im Paradiese, an welchem die Sünde begangen, aber auch an den Kreuzesbaum, an dem sie getilgt wurde. Von jenem Baume ging Fluch und Verderben aus; von diesem aber kommt Segen und Leben. Die Äste des Christbaumes sind mit goldenen Äpfeln geziert; diese sollen an den verderbenbringenden Apfel im Paradiese erinnern. Die Äste sind ferner mit brennenden Kerzchen geschmückt; durch den Baum im Paradiese kam die Finsternis in die Welt; Christus aber ist das Licht, das die Welt erleuchtet. Es findet sich ferner oft daran das Bild eines Engels und das einer Schlange. Dieses erinnert an den Feind des Menschengeschlechts, an die Schlange im Paradiese; jenes stellt den Erzengel Gabriel vor, welcher die Jungfrau Maria begrüßte.

Die Geschenke und süßen Gaben aber, die Vater und Mutter unter den Christbaum legen, wollen uns erinnern an die unendliche Liebe des himmlischen Vaters, von der geschrieben steht: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahin gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.

170. Die heilige Nacht.

Stille Nacht! heilige Nacht! Alles schläft; einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar. Holder Knabe im lockigen Haar, schlaf in himmlischer Ruh!

Stille Nacht! heilige Nacht, Hirten erst kund gemacht! Durch der Engel Halleluja tönt es laut von fern und nah: Christ, der Retter ist da!

Stille Nacht! heilige Nacht! Gottes Sohn, o wie lacht Lieb' aus deinem göttlichen Mund, da uns schlägt die rettende Stund, Christ in deiner Geburt!

171. Hoffnung.

1. Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es mufs doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht.
Einmal die Welt zur Wonne.

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht;
Mir soll darob nicht bangen!
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
Weifs nicht wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läſst die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden, —
Es ist ein groſser Maientag
Der ganzen Welt beschieden!

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muſs doch Frühling werden!

172. Jahreswechsel.

Ein Jahr geht hin; das andre kommt!
Nur Eines bleibt und steht auch fest;
Nur Eines bleibt, das ewig frommt:
Gott, der die Seinen nie verläßt.

Gott, der die Seinen nie verläßt,
Sie hebt und hält, sie hegt und pflegt,
Und doppelt fest ans Herz sie preßt,
Wenn seine Vaterhand sie schlägt.

Das Jahr wird alt; das Jahr wird neu;
Gott aber ist stets neu und alt,
Neu in der Lieb', alt in der Treu;
Laßt uns auch leben dergestalt!

Laßt uns auch leben dergestalt,
So werden stets, Jahr aus Jahr ein
Und grau und alt und todeskalt
Wir Gottes und er unser sein!

173. Morgenlied.

Verschwunden ist die finstre Nacht;
Die Lerche schlägt; der Tag erwacht;
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.

Sie scheint in Königs Prunkgemach;
Sie scheint auch durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht
Und mit den heil'gen Scharen
Uns gnädig wollt' bewahren!

174. Wanderlied am Morgen.

Es fiel ein Lied vom Himmel, das eine Lerche sang.
Ich will es nie vergessen mein ganzes Leben lang.
Sie sang: Laß deine Sorgen! Gott zeiget Weg und Bahn;
Sei fröhlich; — Guten Morgen, du lieber Wandersmann!

Er weiß, was du verlassen, und weiß auch, was dich kränkt,
Und sorgt für deine Lieben mehr, als dein Herz gedenkt.
Er weiß, wohin du wendest den stillen Pilgerschritt
Und spendet seinen Engel dir auf dem Wege mit.

Viel Dornen, viele Steine, viel Wüsten ohne Bahn;
Du wanderst nicht alleine, du lieber Wandersmann.
In Sorgen und in Mühen ist er dein Morgenstern,
Und du sollst betend knieen vor'm Angesicht des Herrn.

Getrost! Er ist dir nahe und gehet selbst voran
Durch Not und Tod zum Leben, du lieber Wandersmann.
Es fiel ein Lied vom Himmel, das eine Lerche sang.
Ich will es nie vergessen mein ganzes Leben lang.

175. Der Morgen.

Die Nacht ist vorüber; es wird hell; die Morgendämmerung beginnt. Die Hähne haben sie schon eine Zeitlang verkündigt; die erwachenden Vögel zwitschern vor den Fenstern. Die Landleute erheben sich von ihrem Lager, füttern das Vieh, schirren die Pferde an und gehen an die Arbeit. Mittlerweile ist die Sonne hinter den Bergen emporgestiegen; ihre Strahlen wecken die noch schlafenden Tiere. Die Bienen verlassen ihre Wohnungen und sammeln in den Blumen nnd Blüten Honig und Wachs. Die Tauben fliegen auf den Hof

oder ins Feld, um ihr Frühstück zu suchen. Auf den Wiesen und Feldern glänzen Millionen von Tautropfen wie kostbare Edelsteine. Was gestern dürre war, ist heute erfrischt; die Menschen, gestern müde und schläfrig, sind jetzt gestärkt und gehen munter an die Arbeit. Nur die Trägen können sich den Armen des Schlafes nicht entwinden.

176. Der Morgen im Walde.

1. Ein sanfter Morgenwind durchzieht
Des Forstes grüne Hallen;
Hell wirbelt der Vögel muntres Lied;
Die jungen Birken wallen.

2. Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu Baum;
Das Reh schlüpft durch die Büsche;
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreu'n sich der Morgenfrische.

3. Und wie ich so schreit' im luftigen Wald
Und alle Bäume erklingen,
Um mich her alles singet und schallt:
Wie sollt' ich allein nicht singen?

4. Ich singe mit starkem, freudigem Laut
Dem, der die Wälder säet,
Der droben die duftige Kuppel gebaut
Und Wärm' und Kühlung wehet.

177. Abendlied.

*1. Der Mond ist aufgegangen;
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiſse Nebel wunderbar.*

*2. Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt!*

*3. Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön;
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.*

*4. Wir stolzen Menschenkinder
Sind doch recht arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.*

5. Gott, lafs dein Heil uns schauen,
Uns nicht auf Ird'sches bauen,
Des Eitlen nicht uns freu'n!
Lafs uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

6. Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Lafs uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottesnamen nieder!
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen
Und lafs uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch!

178. Abendgebete.

I.

1. O Gott, nun möcht' ich legen
Den müden Leib zur Ruh.
So gib mir deinen Segen
Und Frieden auch dazu!

2. Du hast am frühen Morgen
Schon meiner treu gedacht;
Nun bin ich ohne Sorgen
Auch in der dunklen Nacht.

3. Behüte all die Meinen
Vor Herzeleid und Not,
Und lafs uns wieder scheinen
Dein helles Morgenrot!

4. Die müden Glieder wanken
Und sehnen sich nach Ruh
Im Loben und im Danken
Gehn mir die Augen zu.

II.

Müde bin ich, geh' zur Ruh,
Schliefs' die beiden Äuglein zu.
Vater lafs die Augen dein
Über meinem Bette sein!

Hab' ich Unrecht heut gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an!
Vater, hab' mit mir Geduld
Und vergib mir meine Schuld!

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, lafs ruhn in deiner Hand!
Alle Menschen, grofs und klein,
Sollen dir befohlen sein!

179. Der Abend.

1. Der Abend ist gekommen;
Das Glöcklein ruft zur Ruh;
Der Hirte mit den Schäflein
Zieht froh dem Dorfe zu.

2. Der Bauer treibt vom Felde
Die Kühe still nach Haus;
Die Mutter an dem Herde
Kocht schon den Abendschmaus.

3. Die Taube fliegt zum Schlage;
Das Huhn schläft schon im Stall;
Ein Sternlein seh ich blinken,
Und still wird's überall!

4. Das Vöglein in dem Walde
Schlüpft müde in sein Nest;
Das Kindlein in der Wiegen,
Das schläft schon süſs und fest.

5. Der Abend ist gekommen;
Das Glöcklein ruft zur Ruh,
Und alles nah und ferne
Schlieſst müd' die Augen zu.

6. Nur Gott, der treue Hüter,
Der schläft und schlummert nicht.
Sein Aug' ist nie geschlossen,
Ist ewig wach und licht.

7. Er sendet tausend Engel
Wohl in der späten Nacht;
Die halten bei den Frommen
Auf Erden treue Wacht.

8. Sie decken mit den Flügeln
Die Kindlein schützend zu;
Sie singen holde Träume
Und geben süſse Ruh:

180. Abendgedanken.

1. Es ziehn der Sonne Blicke
Mit ihrem hellen Strich
Sich nach und nach zurücke;
Die Luft verfinstert sich;
Der dunkle Mond erleuchtet
Uns mit erborgtem Schein;
Der Tau, der alles feuchtet,
Dringt in die Erde ein.

2. Das Wild in wüsten Wäldern
Geht hungrig auf den Raub;
Das Vieh in stillen Feldern
Sucht Ruh in Busch und Laub;
Der Mensch, von schweren Lasten
Der Arbeit unterdrückt,
Begehret auszurasten,
Steht schläfrig und gebückt.

3. Der Winde Ungeheuer
Stürmt auf die Häuser an,
Wo ein verschloss'nes Feuer
Sich kaum erhalten kann.
Wenn sich die Nebel senken,
Verliert man alle Spur;
Der Regen Ström' ertränken
Der flachen Felder Flur.

4. Da fällt man billig nieder
Vor Gottes Majestät
Und übergibt ihm wieder,
Was man von ihm empfäht:
Die ganze Kraft der Sinnen
Senkt sich in den hinein,
Durch welchen sie beginnen,
Und dem sie eigen sein.

5. Das heißt den Tag vollenden;
Das heißt sich wohl gelegt;
Man ruht in dessen Händen,
Der alles hebt und trägt.
Die Himmel mögen zittern,
Daß unsre Veste kracht,
Die Elemente wittern:
So sind wir wohl bewacht.

181. Wanderers Nachtlied.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

182. Rätsel.

Ich weiß ein Paar, sind Mann und Weib, die haben beide einen Leib, sind älter als die Männer und Frauen, die je die Sonne möcht' beschauen. Das Weib ist schwarz; der Mann ist weiß, sie voller Schlafs, er voller Fleiß; drum können sie sich nicht vergleichen; kommt eins, so muß das andere weichen. Mehr helle Augen hat die Frau, als in dem Hof der stolze Pfau. Viel tausend Lichter man hier findet; viel Fackeln werden angezündet. Doch sieht sie minder als der Mann, der nur ein Auge brauchen kann.

183. Wächterruf.

Höret, was ich euch will sagen:
Die Glocke hat zehn geschlagen!
Jetzt bet' und such' die Lagerstatt,
Und wer ein gut Gewissen hat,
Schlaf sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein heiter Aug' die ganze Nacht.
Höret, was ich euch will sagen:
Die Glocke hat elf geschlagen!
Und wer noch an der Arbeit schwitzt,
Und wer noch bei den Karten sitzt,
Zum letzten Mal ruf' ich ihm zu, —
's ist hohe Zeit — und geh zur Ruh!
Höret, was ich euch will sagen:
Die Glocke hat zwölf geschlagen!
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Herz in Leid und Kummer wacht:
Gott geb' dir eine sanfte Stund',
Und mach' dich wiederum gesund!

Höret, was ich euch will sagen:
Die Glocke hat eins geschlagen!
Und wo nach Satans Rat und List
Ein Dieb auf dunkeln Pfaden ist, —
Ich will's nicht hoffen; doch geschieht's:
Geh heim! der Richter droben sieht's.
Höret, was ich euch will sagen:
Die Glocke hat zwei geschlagen!
Und wem schon wieder, eh's noch tagt,
Die schwere Sorg' am Herzen nagt,
Du armer Tropf, dein Schlaf ist hin!
Gott sorgt, schlag dir sie aus dem Sinn!
Höret, was ich euch will sagen:
Die Glocke hat drei geschlagen!
Die Morgenstund' am Himmel schwebt,
Und wer den neuen Tag erlebt,
Dank' Gott und fasse frohen Mut,
Und geh' ans Werk und — halt' sich gut!

184. Gute Nacht!

Es war Herbst; das Laub fiel von den Bäumen und rauschte unter dem Fufstritte des Wanderers. Da war eine alte Bettlerin auf ihren Krücken in das nächste Dorf gegangen, um sich etwas frisches Stroh für ihr ärmliches Lager zu betteln. Sie konnte es nicht anders fortbringen, als indem sie es an eine ihrer Krücken band und langsam über den gefrorenen Boden schleifte. Ein Knabe kam desselbigen Weges gegangen und verwunderte sich über die Art, wie sie das Stroh fortschaffte. Und es kamen dem Knaben allerlei Gedanken, gute und böse: „Wie," sprach er bei sich, „wenn du leise hinanschlichest und plötzlich auf das Stroh sprängest? Die Alte würde auf das Angesicht fallen und du sprängest rasch in den Hohlweg hinab, ehe sie wieder aufstünde."

Daheim aber stand unterdessen die Mutter des Knaben und gedachte ihrer vielen Kinder und des einen Vaters aller, und sie hat wohl gebetet; denn dem Knaben kam bald ein guter Gedanke und der ward sofort zur That. Er trat zur Frau, grüfste sie und sprach: „Anna Lene, wir gehen eines Weges, und Euer Stroh kann ich besser tragen als Ihr," und schnell, ehe die Frau ja oder nein sagen konnte, war der Strick durchschnitten und das Stroh aufgeladen, und der Knabe trug das Stroh bis in ihre Hütte und legte es auf ihr Lager samt den Äpfeln und Nüssen aus seinen Taschen und dem Groschen, für den er sich Bilderbogen hatte kaufen

wollen. Und die Bettlerin schlief sanft auf dem Stroh; noch sanfter aber schlief der Knabe; denn der war mit dem Bewufstsein, einer Versuchung widerstanden und ein gutes Werk gethan zu haben, eingeschlafen.

185. Die Kapelle.

1. Droben steht die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab.
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor.
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

186. Der Wanderer in der Sägemühle.

1. Dort unten in der Mühle
Safs ich in süfser Ruh
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge —
Es war mir wie ein Traum —
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

4. Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

5. Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schofs der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

6. Vier Bretter sah ich fallen;
Mir ward's ums Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

187. Was der Friedhof predigt.

Am Ruheplatz der Toten ist es stille. Da hört man nichts vom Treiben der Straße, nichts vom Geklapper der Mühle, nichts vom fröhlichen Jauchzen spielender Kinder. Aber wenn wir an einem teuern Grabe sitzen, und wenn eine Thräne hinabfällt in die duftenden Blüten zu unsern Füßen, da hören wir zuweilen in dem leisen Geflüster der Hängebirke oder der Trauerweide Klänge, die unserm Herzen immer ver-

nehmlicher werden, je andächtiger wir lauschen. Da sagt eine leise, klagende Stimme:

„Hast du den teuren Menschen, der hier zu deinen Füßen im Grabe ruht, niemals durch deine Schuld gekränkt? Bist du nie unfreundlich und rauh gegen ihn gewesen? Ach, wie oft wohl, wie oft! Nun möchtest du gern durch die zärtlichste Liebe alles Unrecht wieder gut machen; aber der Tote hört nicht deine Seufzer, sieht nicht deine Thränen. Doch sei getrost! Du hast noch Vater und Mutter, hast noch Geschwister, hast noch Freunde und Genossen: ihnen bringe alle die Liebe entgegen, welche du für den Entschlafenen fühlst; sie werden diese Liebe mit warmem Herzen empfinden und dir dafür danken. O liebe, liebe, so lange du lieben kannst!" —

Und unser Blick schweift hin über die lange Reihe von Gräbern, die alt und jung, reich und arm, vornehm und gering bergen. Sie alle umschließt eine Mauer; alle deckt eine Erde; alle werden einer Verwesung zum Raube. Da ist es, als ob wir es in den hohen Zweigen der Ulmen rauschen und brausen hörten:

„Der Mensch ist wie ein Gras, das da frühe blühet und bald welket und des Abends abgehauen wird und verdorret. Und du willst dich mit Jugend und Schönheit brüsten? Du trotzest auf deine Stärke? Du siehst, weil dein Vater reicher und vornehmer ist als dein Nachbar, auf sein Kind mit Hochmut und Verachtung herab? Du bist doch nur von der Erde genommen und sollst wieder zu Erde werden. Laß ab von deinen hochfahrenden Gedanken! Hierher wirst auch du einst getragen, und alles, womit du jetzt prunkst, mußt du dann hinter dir lassen. Beuge dich vor dem Allmächtigen und sei demütig gegen deine Nächsten!"

Bei solchen Betrachtungen durchzuckt uns ein Schauer, und wir fühlen uns wie zermalmt; aber da haftet unser Blick auf dem Zeichen der Versöhnung, dem Kreuze, das die Gräber schmückt, und auf der stillen, unscheinbaren Reseda, die entstanden ist aus dem Samen einer Blume, welche im vorigen Jahre zu Staub und Asche ward. Und mit den leisen Düften der Blumen, aus denen sich das Kreuz erhebt, zieht Frieden und Trost in unser Gemüt; leise, aber freudig klingt es:

„Christus, dein Erlöser, lebt; leben wirst du, wirst ihn schauen. — Verweslich wird hier gesäet; aber auferstehen wirst du unverweslich; unsterbliches Leben wird, der dich schuf, dir geben. An diesem Glauben, dieser Hoffnung halte fest; nur dadurch erhebst du dich über das Tier; nur dadurch bist du ein Mensch und ein Christ. Heil dir! du glaubst, du hoffst!"

So tönen die Stimmen des Friedhofes und nicht umsonst! Unserem Herzen ist es, als wäre eine Rinde von Eis, die darum gelegen, nun aufgetaut: so frei und freudig schlägt es. Und wenn wir wieder in das Getümmel des irdischen Lebens zurückkehren, dann dünkt uns die Welt viel schöner und die Arbeit viel leichter als vorher; denn Liebe, Demut und gläubige Hoffnung verklären alles und überwinden alles.

188. Die drei Freunde.

Traue keinem Freunde, bevor du ihn geprüft hast! An der Tafel des Gastmahls gibt es deren mehr, als an der Thür des Kerkers. — Ein Mann hatte drei Freunde; zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgiltig, ob dieser gleich es am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch," sprach er zu seinen Freunden, „will mit mir gehen und für mich zeugen? denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnt." — Der erste entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren dann zurück in ihre Häuser. Der dritte Freund, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein folgen ihm zum Throne des allmächtigen und barmherzigen Richters.

Inhaltsverzeichnis.

Deutsches Lesebuch für die beiden oberen Klassen der Volksschulen in der Oberpfalz Ausgabe für katholische Schulen

Bd.: 1

1884